

Die Neue Welt!



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1883.

№ 1.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1882]

Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Olliverio.

I.

Es war Nacht. Der Bürgermeister und die Behörden eines englischen Seehafens hatten der Abfahrt einer Nordpolexpedition zu Ehren einen großen Ball veranstaltet. Zwei Schiffe gehörten zu der Expedition: „Der Wanderer“ und „Die Seemöve“. Mit der nächsten Morgenflut sollten sie in See gehen.

Die Unternehmer der Festlichkeit konnten mit gerechter Befriedigung auf ihr Werk blicken, denn es war ein glänzender Ball! Das Musikchor vollzählig, der Saal geräumig, das große, anstoßende Gemach reizend mit Blattpflanzen und Blumen geschmückt und von bunten, chinesischen Lampen erleuchtet. Sämtliche anwesende Offiziere trugen zu Ehren des Festes ihre Uniformen, und der liebevolle Damenslor strahlte in den reizendsten Toiletten.

Man tanzte soeben Quadrille, wobei zwei der Damen die besondere Bewunderung des Beschauers erregten. Die eine, eine brünette, eben erblühte Schönheit, war die Gemahlin Crayfords, des ersten Lieutenants vom „Wanderer“; die andere, deren Freundin, ein blasses, zartes Mädchen. Letztere trug ein einfaches weißes Kleid und den kleinen Kopf zierte kein anderer Schmuck als das kastanienbraune glänzende Haar. Es war Fräulein Clara Burnham, eine Waise, die gekommen war, um ihrer liebsten Freundin während Lieutenant Crayfords Abwesenheit Gesellschaft zu leisten. Sie tanzte eben mit letzterem und hatte Frau Crayford und Kapitän Heding, den kommandirenden Offizier des „Wanderer“, zum Gegenüber.

Die Unterhaltung zwischen Kapitän Heding und dessen Partnerin wendete sich während einer Pause des Tanzes auf Fräulein Burnham. Diese hatte des Kapitäns lebhaftestes Interesse erregt. Er bewunderte ihre Schönheit, fand aber ihr Wesen für ein so junges Mädchen auffallend ernst und gedrückt.

„Ist sie leidend?“

Frau Crayford nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und erwiderte:

„Sehr leidend, Herr Kapitän.“

„Schwindelhaftig?“

„Nein, das nicht.“

„Das freut mich. Ein reizendes Mädchen, Frau Crayford.“

Sie interessiert mich ganz unbeschreiblich. Wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, wer weiß, ob — —. Doch ich bin nun ein alter Knabe und tue wohl besser, den Satz nicht zu vollenden. Ist es wohl indiskret, verehrte Frau, wenn ich frage, was die junge Dame so niederdrückt?“

„Seitens eines Fremden würde es indiskret sein,“ sagte Frau Crayford; „ein alter Freund aber, wie Sie, kann jede Frage stellen. Ich wünschte, ich könnte Ihnen darauf antworten. Es ist selbst den Aerzten ein Geheimnis. Ein Teil der Schuld ist meiner Meinung nach ihrer Erziehungsweise zuzuschreiben.“

„So, so. Schlechte Schule vermutlich?“

„Sehr schlecht, Kapitän. Aber nicht die Schule, welche Sie jetzt im Sinne haben. Clara verbrachte ihre ersten Jahre in einem alten, einsamen Hause im schottischen Hochgebirge. Das unwissende Volk, welches sie umgab, war es, welches den nachteiligen Einfluß auf sie ausübte, von dem ich soeben sprach. Es pflanzte den Aberglauben in ihr Gemüt, der dort in dem wilden Norden noch ganz zu Hause ist, besonders der Aberglaube, den sie das „zweite Gesicht“ nennen.“

„Um Gottes willen!“ rief der Kapitän, „Sie wollen damit doch nicht sagen, daß sie an solchen Unsinn glaubt? In unsrer aufgeklärten Zeit?“

Frau Crayford sah ihren Partner mit spöttischem Lächeln an.

„In unsrer aufgeklärten Zeit, Herr Kapitän, glaubt man nur an tanzende Tische und an Botschaften aus einer anderen Welt durch Geister, die nicht buchstabieren können. Im Vergleich zu derartigen Aberglauben ist sicherlich das „zweite Gesicht“ der poetischen Form wegen vorzuziehen. Bedenken Sie doch,“ fuhr sie ernsthaft fort, „welchen Eindruck solche Umgebung, wie ich sie Ihnen beschrieben habe, auf ein zartes, gefühlvolles, junges Geschöpf, auf ein Mädchen machen muß, welches, von Natur mit reicher Phantasie begabt, ein einsames, vernachlässigtes Leben führt. Ist es da so sehr zu verwundern, wenn sie von dem Aberglauben, der sie umgibt, angesteckt wird? Und ist es ganz unfaßlich, daß ihr Nervensystem in einer sehr kritischen Periode ihres Lebens darunter leidet?“

„Durchaus nicht, Frau Crayford, — durchaus nicht, wie Sie die Sache darstellen. Und doch ist es für einen Alltags-

menschen, wie ich bin, befremdend, eine junge Dame auf dem Ball zu treffen, welche an ein zweites Gesicht glaubt. Behauptet sie wirklich in die Zukunft sehen zu können? Verstehst du recht, daß sie tatsächlich in magnetischen Schlaf fällt, und Leute in fernen Ländern erblickt, und kommende Dinge voraussieht? Nicht wahr, das nennt man doch das zweite Gesicht?"

"Sowohl, Herr Kapitän. Und das tut sie wirklich."

"Die junge Dame, welche uns gegenüber tanzt?"

"Dieselbe."

Der Kapitän schweig einen Augenblick, um das soeben Gehörte noch einmal im Geiste zu überlegen. Darauf schritt der Nordpolfahrer entschlossen weiter auf dem Wege zu neuen Entdeckungen.

"Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Sie sie mit eigenen Augen im Zustande eines solchen magnetischen Schlafes gesehen haben?" fragte er.

"Meine Schwester sowohl als ich sahen sie darin vor ungefähr einem Monat," entgegnete Frau Crayford. "Sie war schon den ganzen Morgen über sehr nervös und reizbar gewesen, und wir veranlaßten sie, mit uns in den Garten zu gehen, um frische Luft zu schöpfen. Plötzlich, ohne irgend welche erkennbare Veranlassung, wich die Farbe aus ihrem Gesicht. Sie stand zwischen uns, unfähig sich zu rühren, unfähig ein Wort zu verstehen, im Augenblick regungslos wie Stein und kalt wie der Tod. Nach einigen Minuten bemerkten wir die erste Veränderung. Ihre Hand bewegte sich langsam nach vorwärts, als ob sie im Finstern tappte. Abgebrochene Worte kamen eines nach dem anderen von ihren Lippen in schwachem, geistesabwesenden Tone, als ob sie im Traume spräche. Ob sich das, was sie sagte, auf Vergangenes oder Kommendes bezog, weiß ich nicht. Sie sprach von Personen in fremdem Lande — vollständig Fremde für mich wie für meine Schwester. Bald wurde sie wieder still. Einen Moment kehrte die Farbe in ihr Gesicht zurück, verschwand aber sogleich wieder. Sie schloß die Augen — die Füße versagten ihr den Dienst — und ohnmächtig fiel sie uns in die Arme."

"Ziel Ihnen ohnmächtig in die Arme", wiederholte der Kapitän. "Höchst merkwürdig! Und bei so zerrütteter Gesundheit geht sie in Gesellschaft und tanzt. Das finde ich erst recht merkwürdig!"

"Sie irren," sagte Frau Crayford. "Sie ist heute Abend nur mir zu Liebe hier und tanzt nur meinem Manne zu Gefallen. In der Regel meidet sie alle Gesellschaften. Der Doktor empfahl ihr zwar Zerstreuung und Vergnügungen, davon will sie aber nichts hören. Außer bei ganz seltenen Gelegenheiten wie die heutige, besteht sie darauf zu Haus zu bleiben."

Bei Erwähnung des Arztes stieg in Kapitän Helsing eine neue Frage auf. Von ihm, dem studirten Manne mußte doch eine natürliche Auslegung der Krankheit zu erfahren sein. Sicher mußte sich nun die dunkle Sache in neuem Lichte zeigen. "Was sagt der Arzt dazu?" fragte er, "einfach vom medizinischen Standpunkt aus betrachtet, was sagt er dazu?"

"Er will darüber keine bestimmte Meinung äußern," entgegnete Frau Crayford. "Er sagte mir nur, daß solche Fälle, wie der Claras, der medizinischen Erfahrung durchaus nicht fremd seien. Wir wissen, meinte er, daß gewisse Störungen des Gehirns und des Nervensystems dieselben sonderbaren Folgen haben, wie Sie mir soeben geschildert haben, und damit ist unser Wissen zu Ende. Weder ich noch irgend ein anderer Mensch kann das Geheimnis dieses Falles lösen, und Fräul. in Burnham ist besonders schwer zu behandeln, da sie in früher Jugend durch ihre Umgebung daran gewöhnt wurde, dieser hysterischen Krankheit eine abergläubische Wichtigkeit beizulegen. Versuchen Sie, Abwechslung in ihr Leben zu bringen, sie zu zerstreuen, vor allem aber ihr Gemüt von den geheimen Verängstigungen zu befreien, welche möglicherweise darauf lasten."

Der Kapitän lächelte beistimmend. Der Doktor rechs fertigte seine Voraussetzungen; er hatte eine praktische Lösung der Schwierigkeit anempfohlen.

"So, so! Endlich haben wir den Nagel auf den Kopf ge-

troffen! Beängstigende Geheimnisse. Ja, ja! Nun ist alles klar. Eine unglückliche Liebe — nicht, Frau Crayford?"

"Ich weiß es nicht, Kapitän Helsing; mir ist die Sache völlig dunkel. Obgleich Claras Vertrauen zu mir in anderen Dingen unbegrenzt ist, so hält sie den Gegenstand ihrer vermutlichen Verängstigungen auch vor mir geheim. Ich glaube selber manchmal, daß verborgene Sorgen auf ihr lasten, und fühle mich zuweilen ein wenig verletzt durch ihr unbegreifliches Schweigen."

Der Kapitän war schnell bereit, sein eigenes, oft erprobtes Mittel zur Beseitigung dieser Schwierigkeit anzuraten.

"Sie müssen sie ermutigen, verehrte Frau. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß es ganz in Ihrer Hand liegt. Machen Sie ihr Mut, Ihnen zu vertrauen, und sie wird Ihnen vertrauen."

"Ich warte damit bis wir allein, bis Sie alle nach dem Eismeer abgesehelt sind. Wollen Sie bis dahin alles, was ich Ihnen mitgeteilt habe, als nur für Ihr Ohr bestimmt betrachten? Und wollen Sie mir verzeihen, wenn ich gestehe, daß die Wendung, welche unser Gespräch genommen, mich nicht verlockt, es weiter zu verfolgen?"

Der Kapitän befolgte den Wink. Er wechselte sogleich den Gegenstand. Er sprach über Schiffe, die zu fremden Diensten kommandirt waren, und als er merkte, daß dieses Thema Frau Crayfords Interesse nicht erregte, so ging er zu Schiffen über, welche man wieder nach Haus kommandirt. Dieser zweite Versuch hatte seine Wirkung, eine Wirkung aber, auf welche Helsing nicht gerechnet hatte.

"Wissen Sie schon," begann er, "daß die „Atalanta“ täglich von der Westküste Afrikas zurück erwartet wird? Kennen Sie vielleicht einen der Offiziere dieses Schiffes?"

Zufälligerweise stellte er Frau Crayford diese beiden Fragen, während sie bei einer Figur des Tanzes beteiligt waren, wobei sie von dem gegenüber tanzenden Paare gehört wurden. In demselben Augenblick brachte Clara Burnham zum Erstaunen ihrer Freunde und Bewunderer die Quadrille durch einen Fehler in Unordnung! Jedermann erwartete, daß sie ihren Irrtum wieder gut machen würde, sie aber machte keine Anstalten dazu, wurde totenblau und griff heftig nach dem Arme ihres Herrn.

"Diese Hize" sagte sie schwach. "Führen Sie mich weg — führen Sie mich an die Luft."

Lieutenant Crayford führte sie augenblicklich vom Tanze weg und brachte sie in das kühle leere Nebenzimmer am Ende des Saales. Selbstverständlich folgten ihnen Kapitän Helsing und Frau Crayford auf dem Fuße.

"Ist das der Vorbote des magnetischen Schlafes?" flüsterte der Kapitän, der mit einem kleinen Scherz nicht zurückhalten konnte. "Wenn dem so ist, so habe ich als Kommandirender der Nordpolexpedition eine besondere Frage zu stellen. Wird mir das „zweite Gesicht“ den Gefallen tun und mir den nächsten Weg zur Nordwestdurchfahrt zeigen, bevor wir England verlassen?"

Frau Crayford war nicht in der Stimmung auf den Scherz einzugehen, sondern sagte ruhig: "Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verlasse, ich will zu Fräulein Burnham gehen, und zusehen, was ihr fehlt."

Beim Eintritt in das Seitengemach begegnete Frau Crayford ihrem Manne. Der Lieutenant war ein großer, stattlicher Mann in den mittleren Jahren. Durch seine einfache herzliche Art und Weise und die unwiderstehliche Güte, die sich in seinen offenen blauen Augen ausdrückte, gewann er gleich jedermann für sich; kurz er war ein Mann, den alle Welt lieb hatte — seine Frau nicht ausgeschlossen.

"Aengstige dich nicht," sagte er beschwichtigend, "die Hize ist ihr zu Kopfe gestiegen, weiter ist es nichts."

Frau Crayford schüttelte den Kopf und blickte zärtlich ihrem Manne in das Gesicht, indem sie ausrief:

"Du liebe, alte Unschuld! Die Entschuldigung mag dir genügen, ich für mein Teil glaube kein Wort davon. Geh, hole dir eine andere Dame zum Tanzen und überlasse mir Clara."

II.

„Nun, meine Liebe!“ begann Frau Crayford, „was bedeutet das?“

„Nichts.“

„Das kann ich nicht gelten lassen, Clara, willst du nicht den wahren Grund gestehen?“

„Die Hitze im Saal —“

„Auch das glaube ich dir nicht. Sage lieber, daß du vorziehst, dein Geheimnis für dich zu behalten, dann verstehe ich dich.“

Claras traurige, klare, graue Augen blickten jetzt zum erstenmale in Frau Crayfords Gesicht und füllten sich plötzlich mit Tränen.

„Wenn ich nur wagte, es dir zu gestehen?“ sagte sie leise.

„Ich gebe so sehr viel auf deine gute Meinung von mir, Lucie — und fürchte sie zu verlieren.“

Diese Worte machten Frau Crayford betroffen. Ihr Auge heftete sich ernst und besorgt auf Claras Antlitz.

„Du weißt so gut wie ich selbst, daß nichts meine Liebe zu dir erschüttern kann. Sei offen gegen deine alte Freundin, mein Kind. Hier hört uns niemand. Öffne mir dein Herz, Clara. Du bist so bekümmert, und ich möchte dich so gerne trösten.“

Clara fing an nachzugeben. Mit anderen Worten, sie fing an, Bedingungen zu stellen.

„Willst du mir versprechen,“ sagte sie zögernd, „das, was ich dir mitteile, vor jedem lebenden Wesen geheim zu halten?“

Frau Crayford begegnete dieser Frage mit einer anderen ihrerseits.

„Schließt jedes lebende Wesen auch meinen Mann ein?“

„Ihn mehr als irgend jemand. Ich liebe, ich verehere ihn, er ist so edel, so gut! Wollte ich ihm sagen, was ich dir jetzt gestehen will, so würde er mich verachten. Sage mir offen heraus, Lucie, ob ich zu viel von dir verlange, wenn ich dich bitte, vor deinem Manne mein Geheimnis zu bewahren?“

„Torheit, Kind! Wenn du erst verheiratet bist, wirst du erfahren, daß es das leichteste Geheimnis ist, vor einem Manne ein Geheimnis zu bewahren. Ich gebe dir das feste Versprechen. Und nun fange an!“

Clara hielt noch immer beklommen zögernd zurück.

„Ich weiß nicht, wie ich beginnen soll!“ rief sie in ausbrechender Verzweiflung, „ich kann keine Worte dafür finden.“

„Dann muß ich dir helfen. Fühlst du dich heute Abend unwohl? Fühlst du dich wie an jenem Tage, als du dich mit meiner Schwester und mir im Garten befindest?“

„Ach nein!“

„Du bist nicht unwohl, die Hitze im Saale ist dir nicht in Wahrheit zu Kopfe gestiegen — und doch wirst du plötzlich kreideweiß und bist genötigt, die Quadrille zu verlassen! Das muß durchaus irgend welchen Grund haben.“

„Es hat auch seinen Grund. Kapitän Hellding —“

„Kapitän Hellding! Was in aller Welt hat er damit zu tun?“

„Er sprach dir von der „Atalanta“. Er sagte, die „Atalanta“ werde jeden Augenblick von Afrika zurück erwartet.“

„Nun, und was weiter? Kehrt eine Person mit dem Schiffe heim, die dich näher interessiert?“

„Eine Person, deren Rückkehr mich beängstigt,“ entgegnete Clara, langsam den Kopf senkend.

Frau Crayfords prächtige schwarze Augen schienen vor Erstaunen sich zu vergrößern.

„Meine liebe Clara, meinst du wirklich, was du eben ausgesprochen hast?“

„Warte, Lucie, du sollst sogleich selbst urteilen. Wir müssen, wenn ich mich dir verständlich machen will, zu dem Jahre, bevor wir beide uns kennen lernten, zu dem letzten Lebensjahre meines Vaters zurückgehen. Erzählte ich dir wohl früher, daß mein Vater seiner Gesundheit wegen nach dem Süden zog, in das Haus eines Freundes, welches ihm dieser in Kent vermietete?“

„Nein, meine Liebe, ich erinnere mich nicht, je von dem Hause in Kent gehört zu haben. Erzähle mir davon.“

„Darüber ist nicht viel zu sagen, nur eins. Das neue

Gebäude befand sich in der Nähe eines schönen Landhauses, das mitten im Parke stand. Der Besitzer des Grundstückes war ein Herr Wardour. Er zählte auch zu den Freunden meines Vaters und besaß einen einzigen Sohn.“

Sie hielt inne und spielte krampfhaft mit dem Fächer. Frau Crayford beobachtete sie aufmerksam. Claras Augen blieben fest auf den Fächer gerichtet. Sie sagte nichts weiter.

„Wie hieß dieser Sohn?“ fragte Frau Crayford ruhig.

„Richard.“

„Habe ich recht, Clara, wenn ich vermute, daß sich Herr Richard Wardour für dich interessirte?“

Diese Frage hatte die beabsichtigte Wirkung. Sie half Clara den Faden ihrer Erzählung wieder aufzunehmen.

„Ich wußte anfangs kaum,“ fuhr sie fort, „ob ich ihm Interesse einflöste oder nicht. Er war oft sehr sonderbar in seiner Art und Weise — halsstarrig, entsetzlich halsstarrig und leidenschaftlich; aber hochherzig und liebevoll trotz seiner Fehler. — Kannst du einen solchen Charakter verstehen?“

„Solche Charaktere existiren zu tausenden. Jeder Mensch hat seine Fehler. Ich fange schon an, Richard gut leiden zu können. Fahre fort.“

„Tage vergingen, Wochen vergingen, Lucie. Wir sahen uns oft, und nach und nach kam mir eine Ahnung von der traurigen Tatsache.“

„Und Richard natürlich tat das seine, deine Ahnung zu bestätigen?“

„Nein, er gehörte unglückseligerweise nicht zu jener Sorte von Männern. Er sprach nie von den Gefühlen, mit denen er mich betrachtete. Ich war es, die sie sah. Ich tat darauf alles, was in meinen Kräften stand, ihm zu zeigen, daß ich ihm gern Schwester sein würde, niemals aber etwas anderes sein könne. Er verstand mich nicht — oder wollte mich nicht verstehen — ich weiß nicht, welches von beiden.“

„Wollte nicht, ist das wahrscheinliche. Doch weiter.“

„Du magst recht haben. Er begegnete mir mit sonderbarer Schüchternheit, die mich verwirrte und beängstigte. Er sprach sich niemals aus, behandelte mich aber, als ob wir von Kind auf schon dazu bestimmt gewesen wären, unser künftiges Leben in Gemeinschaft zu verbringen. Was konnte ich tun, Lucie?“

„Tun? Du hättest deinen Vater bitten sollen, dieser für dich so schwierigen Lage ein Ende zu machen.“

„Unmöglich! Du vergiffest, daß mein Vater zu jener Zeit schon an der Krankheit litt, welche später sein Tod war. Er war gänzlich unfähig, mir zu helfen.“

„Konnte niemand anderes für dich handeln?“

„Niemand.“

„Keine Dame, der du dich anvertrauen konntest?“

„Bekannte hatte ich wohl unter den Damen der Nachbarschaft, Freundinnen nicht.“

„Was also tatest du?“

„Nichts. Ich zögerte von Tag zu Tag; ich schob eine Auseinandersetzung mit ihm hinaus — bis es zu spät war.“

„Was willst du mit dem „zu spät“ sagen?“

„Höre mich an. Ich hätte vorausschicken sollen, daß Richard Wardour bei der Marine ist.“

„So? Ich interessire mich immer mehr für ihn. Nun, und —“

„Eines Tages im Frühjahr kam Richard zu uns, um Abschied zu nehmen, bevor er sein Schiff bestieg. Als ich glaubte, er sei fort, ging ich in das anstoßende Zimmer. Es war mein Wohnzimmer, aus welchem eine Tür nach dem Garten führte.“

„Weiter, weiter!“

Richard mußte mich beobachtet haben. Plötzlich erschien er im Garten, und ohne eine Aufforderung von mir abzuwarten, kam er ins Zimmer. Ich war ein wenig betroffen und überrascht, gewann es aber über mich, es vor ihm zu verbergen. Ich fragte, was gibt es, Herr Wardour? Er trat dicht zu mir heran, indem er in seiner rauhen, rauhen Weise sagte: „Clara! Ich gehe nach der Westküste Afrikas. Lebe ich noch, so komme

ich mit höherem Rang zurück, und wir wissen beide, was dann geschieht. Darauf küßte er mich. Ich war halb böse, halb erschrocken; und bevor ich mich soweit fassen konnte, ein Wort zu sagen, war er wieder draußen im Garten — er war fort! Ich hätte reden sollen, ich weiß es. Mein Schweigen war nicht ehrenhaft, nicht freundlich gegen ihn. Du kannst mir über meinen Mangel an Mut und Offenheit keine so bitteren Vorwürfe machen als ich selbst!"

"Mein liebes Kind, ich mache dir keine Vorwürfe. Ich denke nur, du hättest ihm schreiben sollen."

"Ich habe ihm geschrieben."

"Ganz offen und ehrlich?"

"Ja. Ich sagte ihm in herzlichen Worten, daß er sich selbst betrüge, und daß ich ihn niemals heiraten könne."

"Das ist klar genug! Nachdem du aber so gehandelt, bist du auch in keiner Weise zu tadeln. Weshalb sorgst du dich nun noch immer?"

"Gesezt nun, mein Brief sei ihm nimmer zu Händen gekommen?"

"Warum willst du so etwas annehmen?"

"Mein Brief verlangte Antwort, Lucie, ja forderte Antwort. Diese Antwort ist nicht erfolgt. Mein Brief hat ihn also gewiß nicht erreicht. Und die „Atalanta“ wird zurück erwartet! Richard Wardour kehrt nach England zurück — Richard Wardour wird mich zum Weibe fordern! Du fragst soeben stauend, ob ich wirklich meinte, was ich sagte; zweifelst du noch immer daran?"

Frau Crayford saß gedankenvoll in ihren Stuhl zurückgelehnt. Zum erstenmale seit dem Beginn der Unterredung ließ sie eine Frage ohne Antwort vorübergehen.

Jetzt sah sie Claras Lage offen vor sich: sie begriff die störende Wirkung derselben auf das Gemüt eines jungen Mädchens, konnte sich Claras schreckliche Aufregung aber doch nicht ganz erklären. Ihr schnell beobachtender Blick verriet ihr so gleich, daß auf ihrer Freundin Gesicht, nun sie sich ihres Geheimnisses entledigt hatte, keine Spur von Erleichterung zu lesen war. Hier befand sich sicherlich noch etwas unter der Oberfläche — etwas wichtiges, was noch zu entdecken blieb. Ein listiger Gedanke kreuzte Frau Crayfords Hirn und gab ihr die folgenden Worte, welche sie an ihre junge Freundin richtete, ein:

"Meine Liebe," sagte sie plötzlich. "Hast du mir alles erzählt?"

Clara fuhr zusammen, als ob sie diese Frage erschreckte. Dadurch überzeugt, daß sie nun den Schlüssel in der Hand habe, wiederholte Frau Crayford ihre Frage mit Nachdruck. Anstatt einer Antwort, blickte Clara plötzlich auf. In demselben Augenblick erschien auf ihren Wangen das erste, schwache Rot.

Als Frau Crayford instinktmäßig zu gleicher Zeit die Augen hob, sah sie dicht vor ihrer Freundin einen jungen Mann, welcher sie zum nächsten Walzer aufforderte. Stand dieser Herr, fragte sie sich innerlich, mit dem unausgesprochenen Ende der Erzählung in irgend welcher Verbindung? War hier das wahre Geheimnis von Clara Burnhams Schrecken über die bevorstehende Rückkehr Richard Wardours? Frau Crayford entschied sich dafür, ihre Zweifel auf die Probe zu stellen. Sie sagte unschuldig:

"Einer deiner Freunde, meine Liebe? Willst du uns nicht mit einander bekannt machen?"

Clara stellte den jungen Mann verlegen vor. „Herr Franz Aldersley, Lucie. Herr Aldersley gehört zu der Nordpol-expedition."

"So? Ich bin auch dabei beteiligt, in meiner Weise natürlich," entgegnete Frau Crayford. "Ich muß mich schon selbst vorstellen, Herr Aldersley, da es Clara vergessen zu haben scheint. Mein Name ist Lucie Crayford. Mein Mann ist Lieutenant auf dem „Wanderer." Gehören Sie auch zu dem Schiffe?"

"Nein, gnädige Frau, ich habe nicht die Ehre. Ich gehöre zur „Seemöve."

Frau Crayfords schöne Augen wanderten mehrmals forschend von dem jungen Mädchen zu Franz Aldersley und sahen bald die Fortsetzung zu Claras unvollendeter Geschichte. Der junge Offizier war ein hübscher, geistreicher, gewandter Mann, so recht

die Person, um die schwierige Lage, in der sich Clara Richard Wardour gegenüber befand, ernstlich zu vervollständigen! Es war keine Zeit mehr für weitere Fragen. Die Musik begann soeben den Walzer, und Franz Aldersley wartete auf seine Dame. Mit einem Wort der Entschuldigung zog Frau Crayford Clara auf einen Moment zur Seite und flüsterte:

"Ein Wort, meine Liebe, bevor du wieder in den Tanzsaal gehst. Es mag sonderbar klingen, nach dem wenigen, was du mir mitgeteilt hast, aber ich glaube jetzt deine Lage besser zu verstehen als du selbst. Willst du meine Meinung darüber hören?"

"Ich sehne mich danach, sie zu hören, Lucie! Ich brauche deine Meinung, deinen Rat."

"Du sollst beide in klaren und wenigen Worten haben. Zuerst meine Meinung: Es bleibt dir keine andere Wahl, als dich gegen Herrn Wardour auszusprechen sobald er ankommt. Zweitens, mein Rat: Wenn du euch beiden die Aussprache erleichtern willst, so Sorge dafür, daß du ihm als ein freies Mädchen gegenüber treten kannst."

Auf die letzten Worte legte sie besonderen Nachdruck und blickte dabei bedeutungsvoll auf Aldersley.

"Ich will dich deinem Tänzer nicht länger entführen, Clara," schloß sie, und ging dem Paare voran in den Saal.

Nach dem, was Frau Crayford gesagt hatte, lastete die Bürde auf Claras Gemüt schwerer denn je. Sie war zu unglücklich, um den erheiternden Einfluß des Tanzes zu empfinden. Kaum einmal hatte sie in dem Saale herumgetanzt, so klagte sie schon über Ermüdung. Franz Aldersley blickte nach dem Nebenzimmer, welches, noch ebenso kühl und leer wie zuvor, zum Plaudern einlud, und führte sie dahin zurück auf einen Platz zwischen den Blumen.

"Ich möchte Sie nicht vom Tanzen zurückhalten, Herr Aldersley," begann Clara, nur sehr schwach den Versuch machend, ihn zu entlassen.

Er setzte sich neben sie und heftete die Blicke auf das liebevolle, gesenkte Gesicht, das nicht wagte, sich ihm zuzukehren, und flüsterte:

"Nennen Sie mich Franz."

Sie hätte ihn so gern Franz genannt, sie liebte ihn ja von ganzem Herzen; Frau Crayfords warnende Worte tönnten aber noch in ihrer Seele wider. Sie schwieg. Aldersley rückte ihr näher und bat um eine andere Gunst. Die Männer sind bei dieser Gelegenheit alle gleich; Schweigen ermutigt sie ohne Ausnahme zum abermaligen Versuch.

"Clara, haben Sie vergessen, was ich Ihnen gestern im Konzert sagte? Soll ich es wiederholen?"

"Nein."

"Wir fahren morgen ab nach dem Eismeer. Ich kehre möglicherweise erst nach Jahren zurück; schicken Sie mich nicht ohne Hoffnung fort! Denken Sie an die langen, einsamen Stunden im finstern Norden! Machen Sie sie für mich zu glücklichen Stunden!"

Trotzdem diese Worte mit der Zubrust eines liebenden Mannes gesprochen waren, so kamen sie doch nur von den Lippen eines halben Knaben. Er war erst zwanzig Jahre alt und stand im Begriff, sein Leben aufs Spiel zu setzen! Clara empfand inniges Mitleid für ihn. Er faßte sanft nach ihrer Hand; sie versuchte, ihm dieselbe zu entziehen.

"Wie! selbst diese kleine Gunst nicht am letzten Abend?"

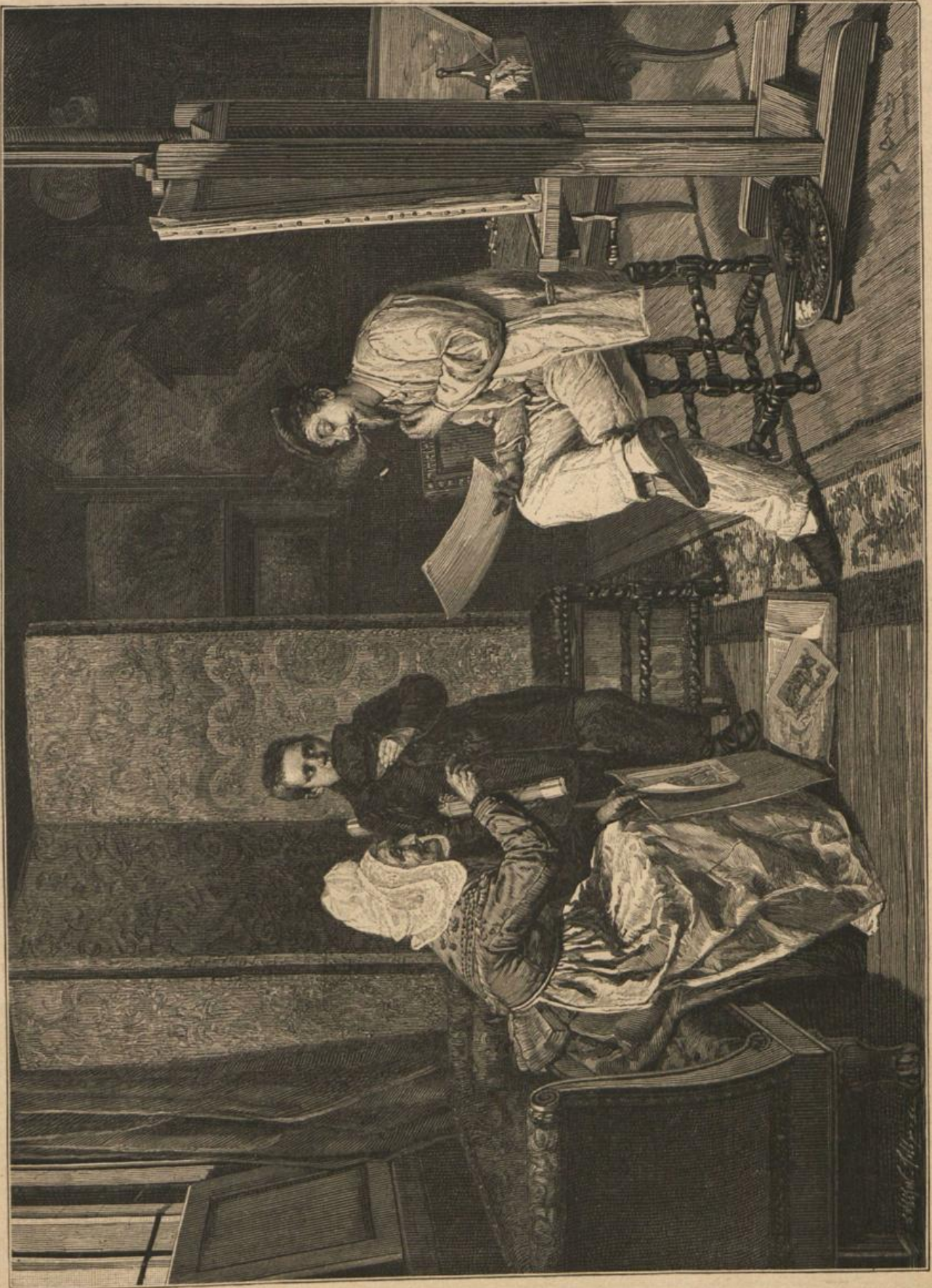
Ihr treues Herz stellte sich selbstverleugnend auf seine Seite. Ihre Hand blieb in der seinen und fühlte deren sanft überzeugenden Druck. Sie war verloren!

"Clara! Liebst du mich?"

Tiefes Schweigen. Sie wagte nicht, ihn anzublicken, sie zitterte vor den sich seltsam widersprechenden Gefühlen der Freude und der Angst. Sein Arm legte sich um sie; er wiederholte seine Frage im Flüstertone; seine Lippen berührten fast ihr kleines, rosiges Ohr, als er zum zweitenmale sagte:

"Liebst du mich?"

Sie schloß leise die Augen — sie hörte nichts als seine



Das junge Genie. (Seite 24.)

Worte — fühlte nichts als seinen Arm — vergaß Frau Crayfords Warnung — vergaß selbst Richard Wardour — und wandte sich plötzlich, alles um sich her vergessend, zu ihm, lehnte ihren Kopf an seine Brust und gab ihm endlich damit Antwort!

Er hob ihr schönes, gesenktes Haupt — die Lippen begegneten sich im ersten Kuß — sie waren beide wie im Himmel! — Plötzlich kehrte Clara mit Erschrecken wieder zur Erde zurück, — wie gewöhnlich, wenn es zu spät ist.

„Du hast mich glücklich gemacht, mein Engel,“ entgegnete Franz. „Wenn ich nun zurückkehre, komme ich, um dich als mein geliebtes Weib heimzuführen!“

Clara fuhr zusammen. Das waren dieselben Worte, welche einst Richard Wardour zu ihr gesprochen.

„Versprich mir, Geliebter, gegen keinen Menschen unsere Verlobung zu erwähnen, bis ich es dir gestatte!“

Er versprach es und versuchte dabei noch einmal seinen Arm um ihre Taille zu schlingen. Jetzt aber hatte sie die Herrschaft über sich wiedergewonnen und war fähig, nachdem er sie noch einmal geküßt, ihn zu bitten, daß er sie verlasse!

„Geh,“ sagte sie, „ich muß Frau Crayford sehen. Suche sie! Sage ihr, ich erwarte sie hier, um mit ihr zu reden. Geh gleich, Franz, mir zu Liebe!“

Ihm blieb keine Wahl, als ihr zu gehorchen. Ein Blick noch auf das geliebte, schöne Mädchen, dann eilte er, der glücklichste Mann unter der Sonne, ihren Wunsch zu erfüllen. Vor fünf Minuten noch war sie nur seine Genossin im Tanze gewesen. Er hatte gesprochen — und sie hatte ihm das Wort gegeben, ihm eine Genossin für das ganze Leben zu sein!

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Judenhezen und die jüdischen Akerbaukolonien.

Von G. Lübeck.

I.

Die Judenhezen in Südrußland sind noch nicht zu Ende. Mit Mord, Raub und Plünderung hat der christliche Pöbel auf die Juden sich geworfen und Gräueltat verübt, bei denen das Herzblut des Menschenfreundes erstarrten möchte. Die barbarischen, entsetzlichen Zeiten des mittelalterlichen Fanatismus scheinen wiedergekehrt, die Tage der blutigsten Verfolgungen abermals über die Juden hereingebrochen zu sein. Ein mächtiger Strom von Flüchtlingen, viele tausende mit sich führend, die bei den Hezen der unmenschlichen Horden alles eingebüßt, deren Familienbände zerrissen, deren Menschenrecht mit Füßen getreten worden, wälzt sich dem Westen zu, an der Wiederkehr besserer Zustände im russischen Despotenreiche verzweifelnd. Es ist eine furchtbare Anklage, welche das Heer der Unglücklichen vor dem Forum der Geschichte gegen diejenigen erhebt, denen das Wohl und Wehe des russischen Volkes, die Pflege seiner Kultur anvertraut war und die ihre Mission total vernachlässigt haben.

Die südrussischen Greuel, welche das westliche Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllen, sie sind zunächst der Ausfluß jener unduldsamen Stimmung gegen die Juden, welche Jahrhunderte hindurch die leitenden Kreise und Gesellschaftsklassen Rußlands beherrschten und jene Gesetzgebung in's Leben rief, welche den russischen Völkbürger und Leibeigenen lehrte, daß die Juden Ausgestoßene, Geduldete und Verachtete seien, deren besiedelnden Umgang jeder christliche Russe ängstlich zu fliehen habe. Man durchblättere nur einmal die russische Judengesetzgebung und man wird Bestimmungen finden, die dem fernen Mittelalter entnommen zu sein scheinen.

Man hat die Juden, die angeblichen Todfeinde des Christentums, systematisch in den Augen des Volkes tief herabgewürdigt, indem man sie als Rechtslose behandelte, ihre Tätigkeit, ihre Niederlassung beschränkte und das Elend ihrer Massen durch die unerhörteste Gewaltpolitik steigerte.

Eine vernünftige und gerechte, eine Regierung, die ihrer Kulturaufgaben sich bewußt ist — wird gegen die rohen Leidenschaften eines Volkes ankämpfen. „Sie wird namentlich bemüht sein, die konfessionellen Gegenätze auszugleichen, den religiösen Frieden zu befestigen und ängstlich alles zu verhüten, was ihn trüben, was feindselige Spaltungen unter den Bürgern und Staatsangehörigen hervorrufen könnte. In Rußland hat man sich nie um diese einfachste aller Staatspflichten gekümmert. Hat die russische Regierung auch keine Sendboten, keine Apostel des Judenhasses in die christlichen Dörfer geschickt, so hat sie doch auch nichts getan, dem religiösen Haß

der Menge zu steuern und ihn einzudämmen. Sie hat im Gegenteil durch ihr eigenes Verhalten dem Uebel Vorschub geleistet und direkt und indirekt die Kluft zwischen Juden und Christen bis auf den heutigen Tag erweitert. Was sie in dieser Richtung getan, das erzählen uns die zahllosen Hezen und Verfolgungen, denen die Juden Rußlands in den letzten Jahrhunderten infolge der unduldsamsten und engherzigsten Staatsweisheit preisgegeben waren. Vom Lande hat man sie in die Städte, von den Städten auf das Land, von einem Gouvernement ins andere getrieben und ihnen nirgend Ruhe und Raht gegönnt.

Und nicht genug damit, daß die russische Staatsleitung den Juden gegenüber ihre allgemeinen Pflichten vergaß, machte sie sie auch zum Sündenbock ihrer Branntweinpolitik und bestärkte durch ihre Organe das Volk in dem Wahn, daß die Juden es seien, welche die Branntweinpest ins Land gebracht und all' das materielle und sittliche Elend verschuldet, das sich im Gefolge derselben befand. Und doch war die Krone selbst es gewesen, die Jahrhunderte hindurch das Branntweinmonopol besaß, durch dasselbe hunderte und tausende von Millionen Rubeln dem Volke abgepreßt und seinen vollen Niedergang herbeigeführt hatte.

Selber Besitzerin einer ungeheuren Zahl von Leibeigenen, war sie es auch, die für die zumteil entsetzliche Lage der Kron- und Adelsbauern — infolge der Leibeigenschaft — die hausirenden und Handel treibenden Juden verantwortlich machte. So hat sie systematisch zum religiösen Haß den sozialen gesellt.

Es ist von jeher seitens der russischen Staatsleitung schwer gegen die Juden gehandelt worden, und wie sie vornemlich die Verantwortung dafür trifft, daß die Juden Ehr- und Rechtslose, Paria geworden sind, denen gegenüber jede Mißhandlung und Rechtsbeugung, jede Gewalttat als erlaubt gilt, und deren Verfolgung zu den guten Werken des christlich-russischen Staatsbürgers zählt, — so kann auch nur ihr die Schuld daran beigemessen werden, daß die Volkswut in so entsetzlicher Weise gegen die Juden sich äußerte, wie es in Valta und anderswo geschehen ist. Das materielle Elend erzeugt mit Notwendigkeit auch das geistige, die sittliche Verwilderung bis zur Brutalität und Bestialität. Indem die russische Krone bis in die neueste Zeit hinein die Leibeigenschaft fortbestehen ließ, indem sie die Trunksucht begünstigte und förderte und auf der anderen Seite die Volksaufklärung vernachlässigte, machte sie so tierische Exzesse möglich, wie sie in Südrußland vorgekommen sind.

Wir wissen wohl, daß die russische Regierung in letzter Stunde gegen die Judenhezen Stellung genommen hat. Das

ist aber erst geschehen, nachdem die zivilisirte Welt ihr zu Gewalttaten ermunterendes Verhalten gebrandmarkt, nachdem die wirtschaftlichen Folgen der grauenhaften Erzeße in erschreckender Weise sich eingestellt und der gestörte Kredit und Handel die christlich-russischen Handels- und Industriekreise selbst in tiefe Mitleidenschaft gezogen hat. Das heutige Eintreten der russischen Regierung ist ein Akt der Klugheit, der Wahrung der eigenen Interessen, niemals aber ein Beweis für die Erfüllung der einfachsten Gebote der staatlichen Gerechtigkeit.

Wir wollen nicht alle Schuld an den schrecklichen Ereignissen der einen Seite zuschieben, vielmehr die Tatsache zugeben, daß das Wesen der Juden, die Tätigkeit einzelner von ihnen Anstoß erregte, die Massen verbitterte. Aber siele nicht auch das wieder auf diejenigen zurück, die nichts zur Emanzipation der Juden getan haben, die sie in ihrem Elende beließen, ihre Isolirung mit allen Mitteln des Rechts und der Gewalt aufrechterhielten und die ihnen jede Möglichkeit verweigerten, mit den Christen ein Volk zu bilden? Vielleicht auch spielte das angebliche Parasitentum der Juden bei den Hezen eine Rolle, vielleicht war es der Haß gegen die jüdische Ausbeutung, der bei den Verfolgungen seinen Ausdruck fand, so daß diese als Akte der Volksjustiz aufzufassen wären! Wir haben bereits auf die harten Steine hingewiesen, welche in Rußland das Volk in materieller und geistiger Richtung zermalmt. Doch auch kleine Nadelstiche schmerzen, sie können sogar zuweilen eher zur Verzweiflung treiben, als betäubende Keulenschläge es zu tun vermögen. Wir wollen uns deshalb in den folgenden Blättern auf den Schauplatz der Hezen selbst versetzen und einen Blick auf die Tätigkeit der Juden im Gouvernement Cherson werfen, jener Unglücksstätte, von der die Judenhezen ihren Ausgang nahmen und auf deren Boden sie ihre blutige Wiederholung fanden. Zahlen und Tatsachen mögen sprechen und zeigen, ob und wie groß die Mitschuld der Juden an den Verfolgungen ist, welchen sie ausgesetzt gewesen sind. Werfen wir zunächst einen Blick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des Gouvernements Cherson, das bekanntlich zum fruchtbaren Teile des unermesslichen südrussischen Steppengebiets, zur sogenannten „Kornkammer Europa's“ gehört. Die Bevölkerung gewährt ein buntes Nationalitätengemisch: Groß-, Klein- und Weißrussen, Polen, Bulgaren, griechische Bulgaren, Griechen, Moldauer, Armenier, Deutsche, Schweden, Franzosen, Italiener und Juden. Von der Gesamtbevölkerung des Gouvernements von 1 184 600 Seelen gehören 903 950 den verschiedenen russischen Gruppen, 109 660 den Moldauern, 83 190 den Juden, 47 410 den Deutschen, 12 200 den Bulgaren an. Der Rest fällt den übrigen Nationalitäten zu. Juden wohnten hier, bevor noch der Fuß eines Russen oder Polen die Steppe betrat; die große Mehrzahl derselben jedoch ist eingewandert, freiwillig oder von den Wellen der Judenhezen hieher verschlagen.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung besteht im Ackerbau, in der Getreide- und Weidewirtschaft, in der industriellen Verarbeitung und im Absatz der landwirtschaftlichen Produkte. Landwirtschaft, Industrie und Handel stehen zueinander in innigster Beziehung, und jedes Gewerbe und jeder spezielle Beruf, der sich einer dieser drei Hauptproduktionen zuweisen läßt, wird als ein nützlicher angesehen werden müssen. Die jüdische Bevölkerung nun trifft man in jedem dieser Produktionszweige an. Sie ist es namentlich, die in der Geschichte der handelspolitischen Entwicklung Chersons und des südlichen Rußland eine wichtige Rolle spielt. Ihr vor allen ist der große Aufschwung des Exporthandels zu verdanken, sowie die Errichtung zahlreicher Fabriken zur Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte. Sie stellt ein starkes Kontingent zum Handwerkerstand und ist bereits in stattlicher Zahl in der Landwirtschaft selbst anzutreffen. Da man es gewöhnt ist, die produktive Arbeit der Juden nach ihrer Beteiligung am Handwerke zu beurteilen, sei diese zuerst in Erwörterung gezogen.

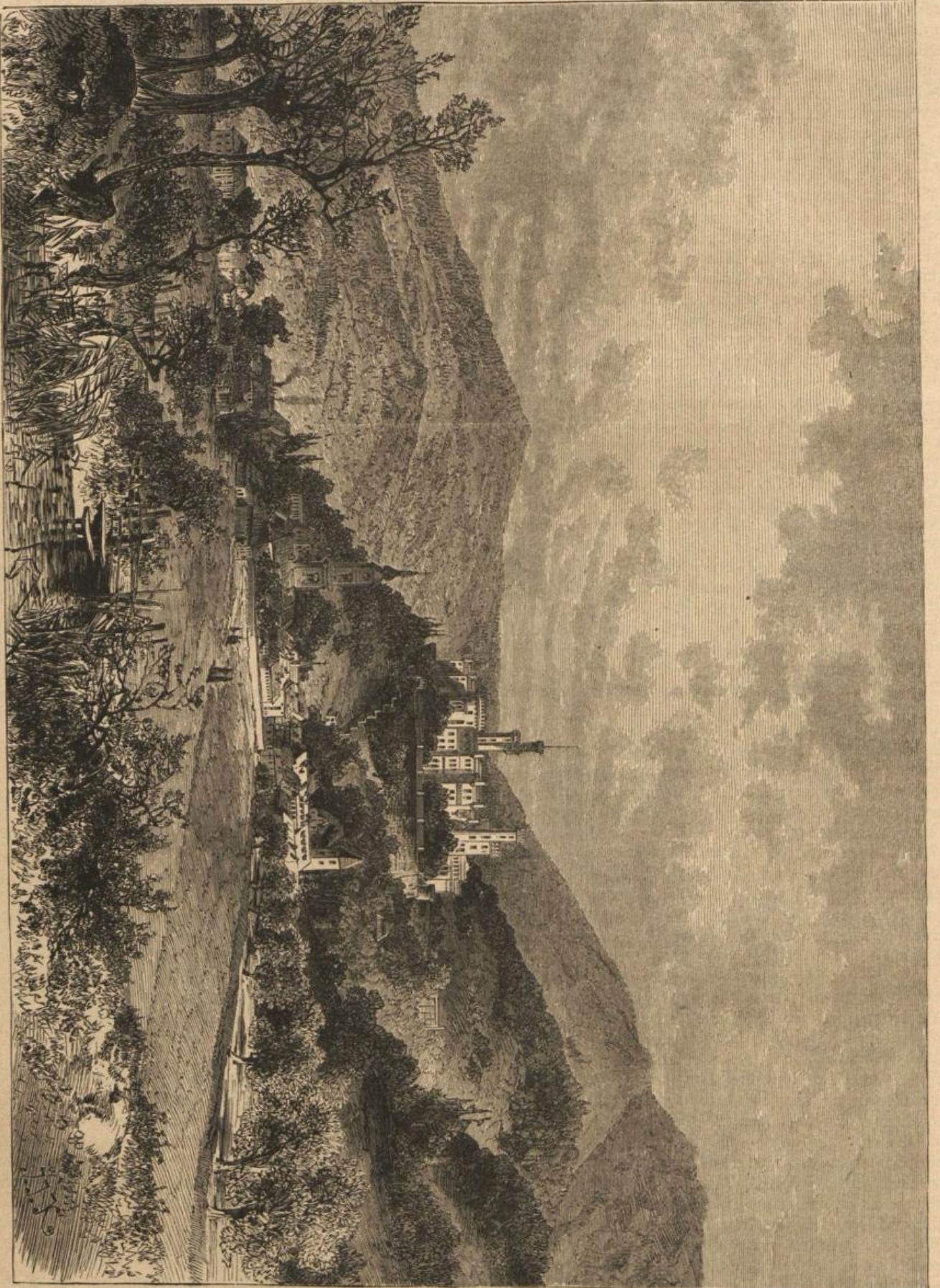
Im Jahre 1880 existirten in der Stadt Cherson 618 Handwerker, davon waren 317 Juden, und diese erscheinen aus-

schließlich als Mützenmacher, Posamentiere, Goldweber und Sticker, Kürschner, Drechsler und Uhrmacher, Gold-, Kupfer- und Blecharbeiter, Lampenfabrikanten, Verzinner, Färber, Schornsteinfeger, Graveure, Xylographen. Vorherrschend sind auch Schneider, Modisten, Schuhmacher, Glaser, Buchbinder und Damenschuhfabrikanten; weniger zahlreich trifft man sie als Schlosser und Tischler, Sattler und Barbier an. Gerber, Töpfer, Dachdecker, Gießer, Schmiede, Stellmacher, Wagenbauer, Tapezierer, Maler u. s. w. sind fast ausschließlich Russen*).

Diese Gruppierung der Handwerke ist in Südrußland allgemein; sie ändert sich in den westlichen und nordwestlichen Gouvernements insofern, als dort die Juden auch den mehr oder weniger schweren und schwersten Geschäften obliegen, wo sie Lastträger, Schiffer, Schmiede u. s. w. sind. Es wird den jüdischen Handwerkern, Künstlern u. s. w. ein emsiger Fleiß nachgerühmt. Wo ihr Beruf ihnen eine halbwegs erträgliche Existenz sichert, da fehlt es ihnen auch nicht an großer Ausdauer und Arbeitsfreudigkeit. Ueberhaupt unterscheidet die jüdischen Handwerker von den russischen ein regerer Schaffenstrieb und im allgemeinen eine größere Berufstreue. Auf den auffallenden Mangel beider Eigenschaften bei den Russen verwies schon Hazthausen. Unzufrieden mit seinem Geschäfte, sagt er, verläßt es der Russe, um an Stelle desselben ein anderes zu errichten. Vom Schuster wird er Schneider oder Tischler, und vertauscht so mit der größten Sorglosigkeit einen gewerblichen Beruf mit einem künstlerischen und diesen wieder mit der ersten besten Industrie. Gelingt es ihm, ein wenig Geld zu bekommen, so beeilt er sich, den Ankauf eines Pferdes und Wagens zu bewirken, sie in Betrieb zu setzen, von Süd nach Nord, von einem Gouvernement ins andere zu reisen, und wenn das Glück seine kleine Spekulation begünstigt, zögert er nicht, sich als Händler zu etabliren, um nach Verlauf einiger Jahre ein reicher Kaufmann zu werden. Der Kaufmann macht es wie der Handwerker; wie jener hat er keine Liebe für seinen Stand, und betrachtet den Handel nur als ein Mittel, Geld zu gewinnen. Der Bauer ist im allgemeinen gut, einfach und ehrenhaft, sowie er aber in den Stand des Kaufmanns und Spekulanten tritt, wird er ein abgefeimter Schelm.

Das ganze Streben des der Leibeigenschaft entstiegenen Russen ist nach diesem kompetenten Urtheile darauf gerichtet, auf irgend eine Weise Geld zu verdienen. Das ist jedenfalls kein Verbrechen. Wenn es aber die Juden tun, wenn sie mit unermüdlichem Fleiße und der erstaunlichsten Zähigkeit gegen die schwierigsten Lebensverhältnisse ankämpfen, wenn sie unablässig danach trachten, dem Elende sich zu entziehen, dann ist das freilich vom Uebel, dann hat man es mit einer häßlichen Masseneigentlichkeit zu tun! Hazthausen führt die Unstätigkeit der russischen Handwerker, die im auffallenden Gegensatz zum zähesten Festhalten der Juden an ihren Beschäftigungen steht, auf das herrschende System zurück. Den Beruf des Bauernsohnes, sagt er, bestimmt nach Belieben, ohne Rücksicht auf Anlagen und Befähigung, der Herr des Leibeigenen, und im Militär kommandirt der Oberst die erforderliche Zahl Soldaten zum Handwerksdienst im Regimente u. s. w. Die Knechtschaft aber ist es, die in ihnen die Arbeitsfreudigkeit ertödtete. Es ist ein eigen Ding mit der Arbeitsfreudigkeit. Sie ist heutzutage eine seltene Blume geworden, die nicht überall, nicht auf jedem Boden gedeiht, und am allerwenigsten auf dem der Knechtschaft. Wie diese den Arbeitsinn, den Mut und Schaffenstrieb ertödtet, so tut es aber auch das offene und schleichende Elend, das den rüstigsten Arm umstrickt und erschläft. Das haben nicht nur unsere am Rande des Ruins befindlichen Handwerker, sondern auch die jüdischen in Rußland erfahren, deren Elend bei gewaltiger Konkurrenz im allgemeinen ein permanentes und außerordentliches ist. Wenn bei den Russen die Despotie die Arbeitsfreudigkeit ertödtet, so mußte der Druck der

* Diese Angaben sind einer interessanten Arbeit von Blumenfeld in Nr. 9 des „Woschod“, Jahrgang 1881, entnommen.



Schloß Wolfseberg. (Seite 24.)



Studentkopf von Paul Thumann.

Nach einer Photographie aus dem Kunstverlag von Gustav Schauer in Berlin.

sozialen Not, des Hungers, auch auf die Juden die gleiche Wirkung ausüben. Wenn die jüdischen Handwerker trotzdem eine größere Fähigkeit in ihrem Berufe zeigen, eine größere Anhänglichkeit als die russischen, so beruht diese Erscheinung allerdings in erster Reihe in einem ungleich regeren Schaffens-triebe, sodann aber in ihren ungemein bescheidenen Lebens-ansprüchen, die es ihnen gestatten, mit viel geringeren Verdiensten vorlieb zu nehmen, wie die Russen. Und wenn das Elend schließlich übermächtig wirkt, wenn der Jude ermüdet der Sisyphusarbeit den Rücken kehrt, die nur zu oft kaum die aller-notwendigste Existenz gewährt, wenn er seinem Berufe wirklich entfliehen wollte, er könnte es nicht einmal. Den Russen ist es gestattet, von Gouvernement zu Gouvernement zu fahren, das ganze große Reich zum Schauplatz seiner Tätigkeit zu machen. Es ist ihm in allen seinen Teilen erschlossen, der Jude aber ist an die Scholle der wenigen ihm offenen Gouvernements gebunden, von einem engen Kreis umfassen, in dem heiß gekämpft und gerungen werden muß, um das bishen Existenz zu sichern.

Der Handwerkerstand bei uns lichtet sich bekanntlich von Jahr zu Jahr; das herrschende Wirtschaftssystem duldet seine Existenz nun einmal nicht. Der Handwerksmeister wird Fabrikarbeiter, Tagelöhner u. s. w. Dem gleichen Loos verfällt auch der jüdische Handwerker; er sinkt gleichfalls ins Proletariat und wird Arbeiter und Tagelöhner, oder auch Hausierer, wenn er für einen anderen Beruf zu schwach oder in seinem eigenen einseitig geworden ist. Die Ergreifung des Hausierergewerbes ist nicht etwa, wie man bei uns anzunehmen gewöhnt ist, ein Akt der jüdischen Trägheit und Arbeitscheu. Im Gegenteil! Das Hausiergewerbe ist ein mühseliges, unfruchtbares, durch zahllose Demütigungen verbittertes. Wenn der Jude es ergreift, dann befindet er sich meist am Rande der Verzweiflung, dann treibt die drückendste Not ihn dazu; es ist der letzte Strohalm, nach dem der jüdische Proletarier greift, um sein Dasein weiter zu fristen. In die Klasse der Hausierer versinkt auch der jüdische Kaufmann, der dem Konkurrenzkampfe erliegt. Im allgemeinen deutet ein starker Hausiererstand auf große Armut der jüdischen Bevölkerung hin. Im Gouvernement Cherson, wo die wirtschaftliche Krystallisation zum Großbetriebe sich in allen Produktionsgebieten rasch vollzieht, findet sich neben einem Heer von Hausierern auch die große Armut des jüdischen Proletariats! Die Beteiligung der Juden am handwerksmäßigen Berufe erscheint in ihrer ganzen Bedeutsamkeit, wenn man erwägt, daß die jüdische Bevölkerung nur 8,6 % der Gesamtbevölkerung Chersons ausmacht, das von allen Gouvernements

mit die dichteste jüdische Bevölkerung besitzt. Die Beteiligung der Juden am handwerksmäßigen Berufe mag in anderen Gouvernements von der im Cherson differiren; groß aber wird der Unterschied nicht sein. Die Zahl der jüdischen Handwerker in den Gebieten, welche den Juden erschlossen sind, ist überall eine bedeutende.

Wir haben die Juden als Handwerker kennen gelernt, wir treffen sie auch als Großindustrielle an. Vielleicht wird man darauf hinweisen, daß der jüdische Entwicklungskreis doch kein so sehr beschränkter ist, da die russische Regierung den Juden die Großindustrie nicht verbietet. Warum wird aber der Handwerker, und vollends gar der erliegende, bei uns kein Großindustrieller, warum entzieht er sich nicht auf diesem auch ihm erschlossenen Wege dem Hangen und Wanken seines Vegetirens? Zur Großindustrie gelangt nicht derjenige, der im kleinen Kampfe verblutet, sondern nur derjenige, der Geld hat, und das haben die jüdischen Handwerker ebensowenig wie die christlichen.

Doch gehen wir weiter. Von den Fabriken und Etablissements in den Bezirksstädten Chersons gehörten im Jahre 1880 den Juden 76, den Christen 80 (ca. 50 den Russen, und ca. 30 den Ausländern), und in den Landbezirken den Juden 46, den Nichtjuden 114 an. Im ganzen Bezirke waren 122 jüdische und 194 christliche Fabriken. Die im Jahre 1876 erzeugten Werte bezifferten sich auf 3 680 000 Rubel. Es fehlen an diesen Fabriken noch die in jüdischen Händen befindlichen Wollwäschereien mit einer Produktion von 1 200 000 Rubel. Im Jahre 1879 bezifferte sich die Produktion von 348 Fabriken auf 3 700 000 Rubel, davon kamen auf die Juden 36 %. Zieht man wieder das Verhältnis der jüdischen zur christlichen Bevölkerung (8,6 %) in Betracht, dann sind die Juden auch in der Industrie viel stärker als die Christen vertreten. Die jüdischen Fabriken bestehen meist aus Talgsiedereien, Spiritusbrennereien, Tabakfabriken, Mühlen, Holzsägen, Ziegeleien u. s. w. Gepachtet werden von den Juden außerdem im Durchschnitt 80 % der adeligen Brennereien. So befinden sich z. B. von 12 gutsherrlichen Brennereien im Bezirke Elisabethgrad 10 im Pachtbesitze der Juden. Im allgemeinen darf man sagen, daß mehr als die Hälfte aller Fabrikproduktion sich in den Händen der Juden befindet.

Auch im Kleinhandel mit Spirituosen sind die Juden zahlreich vertreten; von 326 Schänken in den Landbezirken, auf die es ja wesentlich ankommt, befanden sich 143 in den Händen von Juden, 183 aber in den Händen von Nichtjuden. Der Anteil der Juden an den Schänken beziffert sich somit auf 44 %.

(Fortsetzung folgt.)

Schöngeistiges Treiben im kaiserlichen Rom.

Von Manfred Wittich.

I. Augustus und sein Hof.

Die römische Literatur des ersten sogenannten goldenen Zeitalters ist das Ergebnis der politischen Kirchhofsruhe, welche in dem ehemaligen Freistaat ihren Einzug hielt. Die öffentliche Wirklichkeit war den Quiriten, den Lanzenmännern, wie sich die Römer feierlich gern nennen hörten, verschlossen, soweit staatliche Dinge in Betracht kamen. Das große freie Rechtsleben war zusammengeschrumpft zu rabulistischen Advokatenkriegen, die großen Staatsreden freier Männer wurden abgelöst durch das schöngeistige Geschwätz serviler Redekünstler und durch die eiteln Rezitationen erfolgs- und ruhmhungriger Verfasser.

Augustus, der erste der römischen Kaiser, trat nach Niederwerfung seiner Gegner allerdings sehr vorsichtig und schonend auf und ließ nach allen Seiten hin seine Minen spielen, um sich möglichst allgemeine Liebe und Geneigtheit zu erringen.

Dazu waren ihm nun namentlich förderlich die Berufungen von Philosophen und Poeten, welche selbst, sammt den in Rom auch vorher ja schon vorhandenen Literaturfreunden, höchlich befriedigt waren über diesen Schritt. Er selbst war gut geschult, sprach und rezitierte auch nicht schlecht, wobei ihm eine angenehme Stimme und gute Aussprache wohl zu statten kamen. Deutlichkeit und Klarheit waren sein Hauptaugenmerk als Schriftsteller, sein Leitspruchwort war: Eile mit Weile! Auch etwas Witz besaß er. Der Dichter Horaz war ein ziemlich beliebter Herr; ihm wünschte der Kaiser, daß seine Gedichtsammlung im gleichen Format erscheinen möchte. Als das römische Volk sich einmal über die hohen Weinpreise beklagte, ließ er die Weisung geben durch Ausrufer: daß für den Durst der Römer bereits durch die Appische Wasserleitung gesorgt sei.

Auch die übrigen Glieder des kaiserlichen Hauses liebten die schönen Wissenschaften. So seine Schwester Octavia, welche

namentlich den Dichter Virgil schätzte, der in wohlklingenden Versen die Urgeschichte Roms geschrieben und sie mit höflicher Schmeichelei gegen die kaiserliche Familie der Julier durchwürtzt hatte. Als der Dichter am Hofe eine solche Stelle verlas, die den Tod des Marcellus, des Sohnes der Octavia, feierte, soll diese so gewaltig ergriffen worden sein, daß sie ohnmächtig niedersiel. Ebenso dichterfreundlich gesinnt war des Kaisers Tochter Julia und seine Schwiegertochter Antonia, die Gemahlin des Drusus.

Neben dem Kaiser ist sprichwörtlich geworden als Kunstpatron C. Cilnius Mäcenas, ein gutmütiger, wenig kriegerischer Lebemann und geistiger Feinschmecker, bekannt durch die zäheste Liebe zum Leben, die er auch in einigen uns erhaltenen Versen aussprach:

„Nahm will ich sein an Händen und Füßen, an Hüften und Schenkeln, geschwollen und bucklig und wackelzähmig — wenn ich nur leben darf! das genügt. Leben laß mich und sollte ich auf schneidendem Holzsehl reiten.“ Bei ihm schwärmten die Schöngeister aus und ein wie Tauben im Taubenschlag und fanden stets offenes Herz, offenes Ohr und offene Tafel; freilich hatte er auch Geschmack und nahm nicht jeden ersten Besten ungeprüft mit offenen Armen auf. Dafür sah er aber nicht auf Stand und Rang, sondern nur auf Geist und Fähigkeit.

Am meisten Hahn im Korbe bei ihm war der bekannte Dichter Horaz, der liebenswürdige Schüler der griechischen Liedersänger und geistreiche Plauderer in Episteln und Briefen.

Natürlich hob die kaiserliche Protektion auch dagegen die Geltung der Dichter bei dem Volke. Moderne Dichter fanden sogar in der Schule Eingang. Und der bissige Epigrammatiker Martial freut sich, vor dem Schicksal bewahrt zu sein, daß ihm ein aufgedunsener Schulmeister mit krächzender Stimme diktiere und er jungen Mägdlein und braven Jungen ein Greuel werde.

Der Schiller jener Zeit, dessen Verse in aller Welt Munde waren, ist Virgil, dessen größtes Gedicht die Aeneide, das Lied von Aeneas, Roms Ahnherrn, durch den Inhalt, alle Verse durch lieblichen Wohlklang, für den alle Romanen so ein feines Ohr haben, Herzen und Ohren aller gewonnen hatte. Verse aus seinen Dichtungen waren an alle Wände der Häuser getrielt, auf Schilder der Wirtshäuser und Kaufleute gemalt als Motti, auf Grabsteinen und Gastgeschenken angebracht. Sein nationales Epos wurde zu Orakeln benutzt, wie man etwa bei den Arabern den Koran, bei uns die Bibel aufschlug und aus der zufällig getroffenen Stelle Lüftung des Schleiers der Zukunft sich versprach. Virgils Geburtstag galt in den schöngeistigen Salons für einen Festtag und ward mit solennen Feierlichkeiten begangen. Das literaturgeschichtlich Bedeutsame dieser Epoche ist die Erschaffung der neuen klassischen Dichtersprache, welche unter Augustus vor sich ging. Cicero hatte die Prosa zur höchsten Glätte und Eleganz entwickelt, Virgil und Genossen taten der poetischen Sprache diesen Dienst und machten sie frei von den Fesseln der Steifheit und Härte, welche den älteren Werken anhaftete.

Die Gönnerschaft des Kaisers schloß aber keineswegs absolute Censurfreiheit in sich. In politischen Dingen ließ auch Augustus nicht mit sich spaßen, namentlich in seinen späteren Jahren, da er durch Verlust seiner engeren Freunde griesgrämlich geworden war.

Das erste literarische Autodafé traf die sämtlichen Werke des feurig republikanisch gesinnten Geschichtsschreibers Titus Labienus, den man wegen seiner Bissigkeit Rabienus, d. i. den Wütgrasenden, nannte. Als er einst eine Vorlesung über neuere Geschichte hielt, überschlug er einige größere Abschnitte mit den Worten: „Das, was ich jetzt weglassen wird man nach meinem Tode lesen.“ Gekränkt durch das Schicksal, das man seinen Büchern bereitet hatte, starb er kurze Zeit darauf, weil er seine Werke nicht überleben wollte. Sein Busenfreund Cassius Severus sprach damals das giftige Wort: man solle auch ihn lebendig verbrennen, da er die Schriften des Labienus auswendig wisse. Diese Bücher wurden natürlich nun nur um so eifriger gelesen, heimlich abgeschrieben und um so massenhafter verbreitet. Es

bewahrheitete sich das Wort des ernstigen Tacitus: „Belachenswert ist die Torheit derjenigen, welche durch gegenwärtige Gewalt vermeinen, das Andenken der Nachwelt vernichten zu können. Es steht vielmehr fest, daß die Verfolgung der Geister ihr Ansehen erhöht“*).

Diese Zustände erklären aber den servilen Charakter der Poesie jener Tage: „Besing Mäcenas Hund und friß dich satt!“

Ovid mußte ein indiscretes Wort mit der Verbannung nach Tomi, einer Stadt am schwarzen Meere, büßen. Ungeheuer aber war der Zudrang solcher Versifexer, welchen die Brust von „Besinnungstüchtigkeit“ schwoh. Alle Welt fast litt an „Dichterritis“; Knaben von 14 Jahren schrieben griechische Tragödien, wie der jüngere Plinius späterhin, Virgil sang sein Lied auf die Müde als 16jähriger Fant, Ovid konnte schon als Junge nur in Versen reden! Die Schule bereitete das ja vor: man las und fabrizierte Verse! Juvenal sagt, er sei Dichter geworden „aus Notwehr“; er wolle nicht immer zum Hören verurteilt sein und zur Milde gegen die Legion Dichtertlinge um sich herum.

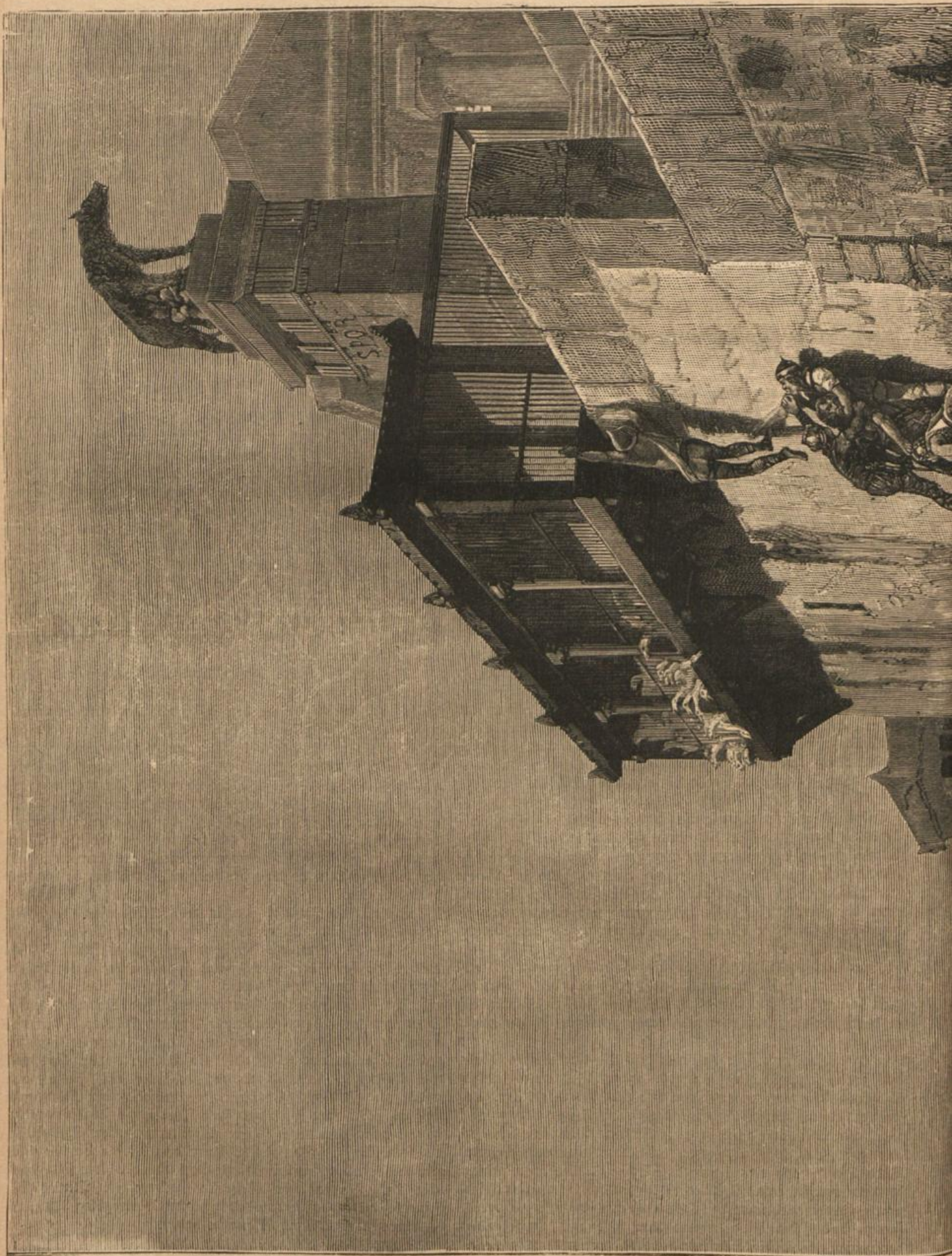
II. Die Rezitationen.

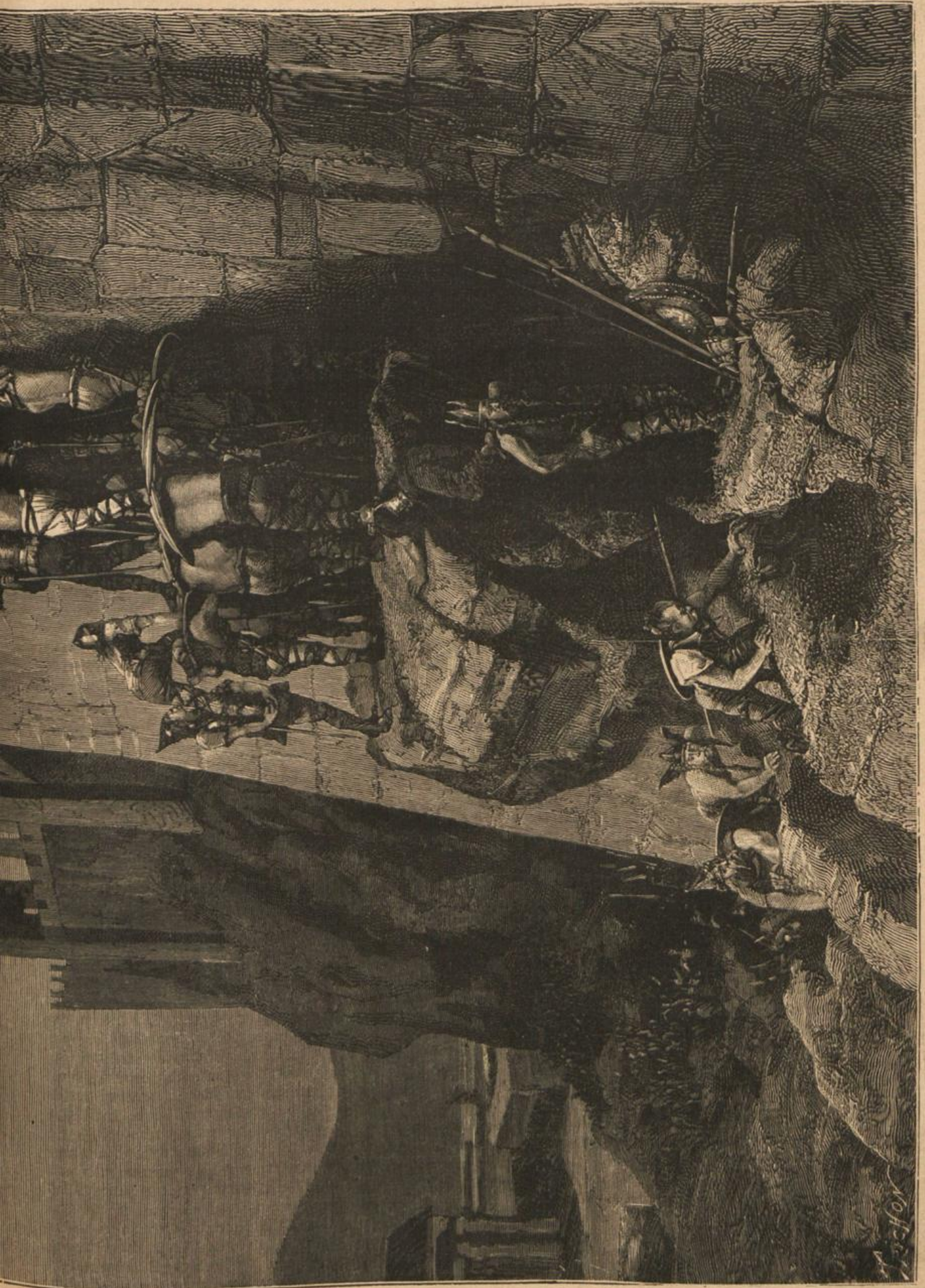
Ein so hörlustiges Volk wie die Römer huldigte nicht unfrem „taubstummen Lesen“ mit den Augen, wie J. Grimm diese Gepflogenheit unsrer Gegenwart treffend genannt hat. Die öffentliche Beredsamkeit hätte eine Bühne nach der andern verloren; da traten als Ersatz die Vorlesungen von Kunstrednern und Dichtern ein. Als Vorleser fungierte meist der Verfasser selbst, teils um unmittelbar den Beifall als Schriftsteller und Deklamator einzuheimsen, teils um für seine Werke Reklame zu machen. Ort der Handlung war das Haus des Rezitierenden oder im Unvermögensfalle ein Saal eines wohlhabenderen Fremdes desselben, vielleicht auch eine gemietete Räumlichkeit. Wir sehen, zu verdienen war nichts. Man lud mündlich oder durch „Visitenkarten“ ein: Si commodum — wenns gefällig, wenns paßlich ist, stand darauf zu lesen.

Der Redner mußte südlisch lebhaft gesticuliren und starkes Mienenpiel ins Treffen führen. Oft betrat ein solcher die Bühne mit Wollbinde um den Hals, um Heiserkeit zu fingiren und angeblich die Hörer um Nachsicht für mangelhaften Vortrag zu bitten; oder wie Juvenal sagt, „zum Zeichen, daß er weder reden noch schweigen könne!“ Auch sonst wurde auf glänzendes Auftreten viel gegeben; in blendend weißer Feiertagstoga, die Haare wohl frisirt und gekräuselt, mit verbindlichem Lächeln auf dem Antlize, mit schmachtenden Blicken und allerlei Drehungen des Halses gleich einem Wendehals erschien der Held; dann begann in möglichst süßen schmelzenden Tönen der große Akt, der leider oft dem Vorleser den meisten Genuß bot, ja oft vielleicht nur ihm!

Der Spötter Juvenal ging in der Selbstironie so weit, daß er einem zu seiner eignen Vorlesung von ihm Geladenen eine Binde für die Ohren mit der Einladung zugleich schickte. Nicht entzückt zu sein oder nicht einmal zu scheinen galt für eine Unhöflichkeit gegen den Spender des Ohrenschmauses. Zwischenrufe des Lobes und der Bewunderung, Händeklatschen, „Aufstehen von den Sizen, Rußhände,“ waren übliche, bestimmtest erwartete Beifallsbezeugungen. Auch die Claque existierte bereits. Der Dichter selbst oder ein Gönner stellte handstarke und lehlensefste Freigelassene an den Ecken des Saales auf, welche zu gewissen Zeitpunkten ihre Beifallsjalven losbrennen mußten. Da man in Rom statt „bravo“ griechisch sophos rief, nannte man diese Herren Sophosrufer oder Sophollese, was ein hübsches Wortspiel gibt mit dem Namen des Sophokles, des berühmtesten Tragödiendichters Athens. Wir sind sogar über das Honorar der Claqueure unterrichtet: Plinius der Jüngere erzählt, daß seine Sklaven für den Vortragstag 3 Denare — etwas über 2 Mark bekommen haben.

*) Cremutius Cordus, Historiker unter Tiberius, der den Brutus gelobt und den anderen Mörder Cäsars, Cassius, den letzten Römer genannt hatte, ward zum Selbstmord gezwungen.





Die Erstiegung des Capitols. (Text Seite 14.)

Plinius selbst war ein Held der aktiven und passiven Recitation, versäumte wohl kaum eine, selbst bei elendestem Wetter, und nahm Unaufmerksamkeit oder Geiz in Beifallsspenden bei seinen Zuhörern sehr ärgerlich auf, wie er selbst berichtet; dagegen andererseits las er seinen Gästen einmal 3 Tage hintereinander seine Lobrede auf Trajan vor.

Aber auch Engelsgebuld hat ihre Grenzen, wieviel mehr menschliche! „Aufgefordert von vielen Freunden, gebe ich diese lyrischen Versuche an's Tageslicht“ u. s. w. Wir kennen diese Einleitung junger Lyriker, wenn ihre Muse flügge geworden. Auch die römischen Rezitatoren kannten sie. Passenus Paulus begann seinen Vortrag, zu einem der anwesenden Hörer gewendet, mit den Worten: „Priskus, du forderst mich auf...“ worauf der Angeredete plötzlich aus dem Publikum heraus laut antwortete: „Beim Jupiter, ich fordere dich nicht auf!“ Tableau! Unauslöschlich homerisches Gelächter! Aehnlich soll es einem griechischen Bruntredner Sidonius dereinst in Athen ergangen sein. In der Einleitung seines Vortrags rühmte er sich, er sei im Stande allen philosophischen Schulen gerecht werden zu können. „Wenn Aristoteles mich zum Lyceum ruft, so folge ich, wenn Plato mich zur Akademie (einer zu philosophischen Spaziergängen von Plato benutzten Platanen- und Delbaumallee) bestellt, ich folge; wenn (der durch Schweigenlassen seine Schule prüfende) Pythagoras befiehlt, so schweige ich!“ Stimme aus dem Publikum: „Lieber Sidonius, Pythagoras ruft dich!“ Man wünschte ihn pythagoräisch — schweigen zu hören!

Alle möglichen dichterischen Gegenstände und Gattungen waren Stoff der Rezitationen. Auch politische Anspielungen und Anekdoten aus der Tages- und Slandalgesehichte der Residenz fehlten nicht. Das erstere war selbst unter einem als sogenannter „guter Kaiser“ bekannten Vespasian nicht gefahrlos. Tacitus berichtet, daß der Dichter Curvatus Maternus sein Drama „Cato“ mit viel republikanischem Feuer rezitiert habe, wobei einige starke Stellen vom Hofe übel vermerkt worden seien. Hochgestellte Freunde rieten Streichung der verhänglichen

Verse bei der Herausgabe; der stolze Dichter aber entgegnete: „Du wirst sehen, was Maternus sich schuldig ist, und wiederfinden, was du (bei der Rezitation) gehört hast; hat aber Cato etwas weggelassen, so wird in der nächsten Vorlesung Thyastus (eine andere Tragödienperson) es nachholen!“

Diese Kunstübungen waren ungemein beliebt und verbreitet und wir wissen auch ihren Erfinder: Cajus Asinius Pollio (75 vor bis 4 nach Chr.) Parteigänger Cäsars und des Antonius; politisch untätig seit dem Tode Cäsars, widmete er sich ganz den Mufen; er stiftete übrigens auch die erste öffentliche Bibliothek in Rom, und zwar im Jahre 39 vor Chr.

Ursprünglich mag wohl der Dichter die Kritik der Hörer zur Ausfeilung seiner eben fertig gewordenen Werke benutzt haben, später ward das Rezitiren aber eine Seuche wie das Dichten. Schon Horaz mahnt: „wer gelehrt ist, weicht behutsam dem wahnsinnigen Dichter wie einem Ausfäzigen oder Berrückten aus.“ Den Kopf gen Himmel gerickt, stets Worte hervorstoßend, rennt er durch die Gassen, fällt in Gräben und Brunnen, oft mit Absicht, um eines erhabenen Todes zu sterben. Er rast wie ein Bär, der die Eisenstäbe seines Käfigs zertrümmert hat. Gelehrte und Laien jagt der schreckliche Vorleser in die Flucht. Wen er aber gepackt hat, den hält er fest und läßt ihn tot, und läßt selbst seine Haut nicht los, bis er sich, der Igel, voll des Blutes gefogen hat!“ Und Martial fährt weiter in derselben Melodie fort: „Wo Ligurin sich sehen läßt, flieht alles, und rings um ihn wird's wüste und leer. Der Dichter mit seinem Manuscript ist schrecklicher als die Tigerin, der man die Zungen geraubt hat, schrecklicher als die giftigste Schlange, als der Skorpion. Er hält sein Opfer auf der Straße fest, folgt ihm ins Bad, bis zur Mittagstafel, weckt ihn sogar aus dem Schlafe.“

Einer der Freunde des Juvenal verläßt Rom. Der Dichter zählt die guten Gründe auf, warum er ihm das nicht verdenkt und nennt unter anderen Unglücksfällen, als Feuersbrünsten, Häuserstürzen u. dergl. auch — die Rezitationen auf, denen man sich aus Höflichkeitsrückichten oft nicht entziehen konnte.

Die Erstigung des Capitols.

(Mit Illustration.)

Der Einbruch der Gallier in Rom bildet eines der interessantesten Blätter in den Annalen der römischen Geschichte aus der republikanischen Zeit. Die Gallier waren Zweige des großen Keltenvolks, das, in viele Stämme gespalten, den ganzen Westen Europas, die pyrenäische Halbinsel, das große Gebiet der Gallier, Belgier und Helvetier und die britischen Inseln bewohnte, das an der mittleren Donau seine Wohnsitz bis zum Hämus ausgebreitet hatte und dessen entlegensten Zweige, den trakischen Bosphorus überschreitend, im fernen Kleinasien unter den heimischen Lebensformen und mit dem heimischen Namen Galater ihr Dasein verbrachten. Die Gallier, die, ursprünglich zwischen dem Rhein und der Garonne sesshaft, in Schwärmen über die Alpen gedrungen waren und nach und nach ganz Oberitalien in Besitz nahmen, schieden sich in mehrere Völkerschaften mit verschiedenen Namen. Am weitesten gegen Süden wohnte der gallische Volksstamm der Senonen, die sich der Ostküste von Umbrien bis in die Nähe der syrakusischen Pflanzstadt Ancona bemächtigt hatten. Im Jahre 390 v. Ch. zogen die senonischen Gallier, nachdem sie die alte Etruskerstadt Melpum zerstört hatten, unter ihrem König Brennus über die Apenninen und belagerten die Stadt Clusium in Etrurien. Die Einwohner riefen die Römer zu Hilfe und diese schickten eine Gesandtschaft, drei Fabier, in das feindliche Lager, mit der Forderung, von Roms Schützlingen abzulassen. Die Gallier erklärten sich zum Frieden bereit, wenn die Clusiner einen Teil ihres

Landes an sie abtreten wollten. In dieser Antwort erblickten die Gesandten einen Hohn und begierig, sich zu rächen, mischten sie sich bei einem Ausfall in den Kampf und einer von ihnen, Quintus Fabius, erschlug einen gallischen Heerführer, Brennus, welcher dies für eine Verletzung des Völkerrechts erklärte, forderte von den Römern die Auslieferung der Fabier. Die Forderung wurde zurückgewiesen und die Fabier obendrein zu Kriegstribunen ernannt. Hierüber in Wut versetzt, ließen die Gallier alsbald von Clusium ab, rückten in Eilmärschen, ohne das dazwischen liegende Land zu verlezzen, in der Stärke von 70 000 Mann auf Rom los und brachten dem römischen Heer am Flüsschen Allia eine so vollständige Niederlage bei, daß sich nur einige Flüchtlinge über die Tiber nach Veji retteten, Rom selbst aber, das von den Weibern und Kindern verlassen worden war, ohne Gegenwehr in die Gewalt der Feinde fiel. Die Gallier brannten die leere Stadt nieder, mordeten auf dem Forum gegen achtzig Greise, die als Sühnopfer fallen wollten, und umlagerten dann das Capitolium, wohin sich die streitbare Mannschaft mit den Schätzen und Kostbarkeiten gezogen hatte. Das Capitol war ein prächtiger, von den Tarquinier erbauter Jupitertempel auf dem tarpejischen Berge, neben welchem die römische Burg und der tarpejische Fels, von dem die Missetäter herabgestürzt wurden, befindlich war. Im weiteren Sinne wurde so der ganze Hügel mit der Burg u. bezeichnet. Das über unterirdischen Felsenkammern und brunnenartigen Tiefen sich erhebende

auf den Gymnasien, — diesen angeblichen Musterstätten klassischer Bildung — unsrer Jugend unter dem russisch-borussischen Staatsmotto „der Vien' muß“ eingimpft wird.

Die Leser der „Neuen Welt“ werden über einen so wichtigen Gegenstand sicherlich mit aller Andacht die Meinung eines höchst-angesehenen preussischen Professors, Geheimrats und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften anzuhören und mit Inbrunst zu beherzigen geneigt sein.

Die hier in Rede stehende Ansicht Dubois-Reymonds fällt umsomehr ins Gewicht, als er ein erklärter Freund eben der „klassischen Bildung“ unsrer Gymnasien ist und dieser seiner Parteistellung z. B. in der Frage, ob die Abiturienten der Realschulen denen der Gymnasien gleichgestellt werden dürfen — inbezug auf Zulassung zum Studium, Ablegung von Staats-examen und dergleichen — zu Gunsten der mit Gymnasialbildung Ausgestatteten entschiedenem Ausdruck gegeben hat und noch immer, wenn auch nicht mehr mit all' dem früheren Stolze auf unsre klassischen Unterrichtsinstitute, zu geben bereit ist.

„Die Gymnasialerziehung der deutschen Jugend übt“, sagt Dubois-Reymond S. 47 der erwähnten Schrift, „der Heerverfassung vergleichbar, einen ungeheuren Einfluß auf das deutsche Leben. Das Gymnasium hat es nach und nach zu wahrhaft despotischer Herrschaft über die Familie gebracht. Für jeden gebildeten Bürger, vollends wenn er selber das Gymnasium durchmachte und Söhne auf das Gymnasium zu schicken hat, besteht also Recht und Pflicht, sich um Gymnasialeinrichtungen zu kümmern. Doppelt berechtigt ist er dazu, wenn er, den gelehrten Ständen angehörig, noch sonst Gelegenheit hatte, die Früchte der Gymnasialerziehung zu beobachten. In dieser Lage befinde ich mich. Nicht allein bin ich als Universitätslehrer in steter Berührung mit Studirenden der ersten Semester, und zwar, durch meine öffentlichen Vorlesungen, vielfach auch mit andern als Medizineren, sondern ich habe auch seit mehr als einem Vierteljahrhundert als Examinator in den medizinischen Staats- und Fakultätsprüfungen das Wissen und den Bildungsgrad von etwa dreitausend jungen Männern mehr oder minder genau kennen gelernt, welche zwei bis drei Jahre vorher das Zeugnis der Reife erworben.“

Also langjährige und reiche Erfahrung ist es, aus der Dubois-Reymond die Erfahrung geschöpft hat, die er Seite 48 ausspricht:

Es ward „in mir die Ueberzeugung immer lebhafter, daß die gegenwärtige Gymnasialerziehung keine genügende Vorbildung für das medizinische Studium bietet, während ich mich leider auch zur Meinung bekennen muß, daß sie überhaupt nicht ganz (!) das leistet, was sie sich vorsetzt.“

Was dieses Urteil besagen will, wird erst recht klar, wenn man das Folgende (S. 49) in Betracht zieht.

„Ich bedauere zunächst den Eindruck mitteilen zu müssen, den ich im Laufe der Zeit stärker und immer stärker erhalte, daß die humanistische Bildung des mittleren Mediziners immer mehr zu wünschen übrig läßt. Die Unsicherheit in der lateinischen Formenlehre, die Beschränktheit des lateinischen und griechischen Wortschatzes, die Unfähigkeit, z. B. griechische Kunstausdrücke herzuleiten, sind bei vielen unsrer Mediziner wenige Jahre nach bestandener Maturitätsprüfung so groß, daß die dadurch verrathene mangelhafte Schulung zur Zeit der Prüfung wohl nur durch mechanische Abrichtung übertüncht war. Bis zu welchem Grade diese jungen Männer in der Personen- und Gedankenwelt des Altertums heimisch waren, ob sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Alten und der geistigen Herkunft von ihnen hatten, welches den eigentlichen Humanismus ausmacht: das zu beurteilen, bot sich mir natürlich weniger Gelegenheit. Auch vom geschichtlichen Wissen der Mediziner erhielt ich nicht regelmäßige Kenntnis. Ihre Gleichgültigkeit gegen allgemeine Begriffe und geschichtliche Herleitung macht es mir aber schwer zu glauben, daß sie mit antikem Geiste getränkt seien und eine gute historische Bildung genossen hätten.“

Also: mit antikem Geiste sind die Mediziner schwerlich getränkt und eine gute historische Bildung ist ihnen auch nicht zuzutrauen.

Und was für die Mediziner gilt, muß für alle Zöglinge unsrer Gymnasien genau ebenso Geltung haben, weil die Berufsbildung ja erst beginnt, wenn die Gymnasialerziehung zu Ende ist. Die späteren Juristen, Philologen, Theologen, die höheren Post- und Steuerbeamten, Architekten und Ingenieure, Rittergutsbesitzer und Kaufleute werden auf dem Gymnasium genau so unterrichtet, als die späteren Mediziner, wenn man absieht von den nicht in's Gewicht fallenden Unterrichtsanhängseln, wie hebräische Sprache für die Theologen und diese oder jene moderne, in den allgemeinen Lehrplan nicht aufgenommene Sprache für einzelne Liebhaber.

Unsere Gymnasialisten überhaupt verlassen das Gymnasium, ohne von dem Geiste des klassischen Altertums durchdrungen und ohne mit einer tüchtigen historischen Bildung ausgestattet zu sein, — wenn das Dubois-Reymond, der Freund der Gymnasien, der begeisterte Verehrer des antiken Geistes für wahrscheinlich hält und öffentlich ausspricht — dann ist es gewißlich wahr.

Und was ist denn das Hauptziel, — wenn nicht das einzige Ziel, — was ist das A und O unsrer Gymnasialerziehung?

Doch offenbar und unleugbarer Maßen rein garnichts anderes, als eben den hochgepriesenen, über alles in der Welt bewunderten Geist des griechischen und römischen Altertums auszugießen über unsre „gebildet“ werden sollende Jugend!?

Diesem Ziel unsrer höheren Jugendbildung wird alles geopfert, was der modernen Zeit eigentümlich ist — die moderne Literatur sammt der modernen Geschichte, die auf den Gymnasien einer entsetzlich stiefmütterlichen Behandlung überlassenen Naturwissenschaften mit der modernen Technik, die moderne Kunst mit allem, was einer spezifisch modernen Idee ähnlich ist, — und diesem Moloch von einem Ziele, der alle seine Mitbewerber erbarmungslos verschlingt, werden alle die unabsehbar gewaltigen Opfer — selbst nach dem Zeugnis eines Mannes wie Dubois-Reymond! — vergeblich gebracht.

Vergeblich — wirklich ganz vergeblich? wird mancher kopfschüttelnd fragen. Vielleicht kommt statt des antiken Geistes auf unsren Gymnasien doch manch' ein üppiges Samen Korn des Geistes der neuern Zeit auf, vielleicht schlägt der antike Geist nur darum nicht Wurzel in den Gemüthern und Köpfen unsrer „gebildeten Jugend“, weil der Geist der Neuzeit, das moderne Element, trotz der Richtung der Gymnasialerziehung nach dem an der Brust der Antike großgeäußerten Humanismus zu stark ist in ihr, sich nun und nimmer unterdrücken läßt.

Vielleicht!

Hören wir Dubois-Reymond weiter:

„Dazu kommt ein anderer besagener Umstand. Meist sprachen und schrieben die jungen Leute fehlerhaftes, geschmackloses Deutsch. Wegen der Unsicherheit der deutschen Rechtschreibung, Wort- und Satzbildung ist der Unterricht in der Muttersprache bei uns schwieriger als bei Völkern mit festgestelltem Sprachgebrauch. Allein die jungen Leute hatten gewöhnlich nicht einmal den Begriff, daß man auf Reinheit der Sprache und Aussprache, Gewähltheit des Ausdruckes, Kürze und Schärfe der Rede bedacht sein könne. Man schämt sich als Deutscher solcher Barbarei, wenn man den liebevollen Fleiß kennt, den z. B. Franzosen und Engländer auf Ausbildung in ihrer Muttersprache wenden, deren Regeln zu mißachten ihnen als eine Art von Entweihung erscheint.“

— Mit der Vernachlässigung in der Muttersprache geht Hand in Hand eine oft erstaunlich geringe Belesenheit in den deutschen Klassikern. Es gab in Deutschland eine Zeit, wo man aus dem ersten Teile des Faust nicht mehr zitierte, weil das Zitat zu Tode geht. Gehen wir wirklich einer Zeit entgegen, wo man nicht mehr daraus zitiren kann, weil die Anspielung nicht mehr verstanden wird?“

Was sagt man zu der Wucht dieser Anklage gegen unsre Gymnasien? Und wer von allen, die mit dergleichen Dingen vertraut sind, könnte leugnen, daß sie berechtigt ist?



Die Bildsäule Rouget de Lisle, des Dichters der Marseillaise.

(Siehe Seite 18.)

Von den deutschen Klassikern, deren Werke den kostbaren Schatz und den unerschöpflich fruchtbaren Boden modernen Geistes bilden, wissen die auf unsren Gymnasien gebildeten „Gebildeten“ in der That lächerlich — oder vielmehr beschämend wenig, und die deutsche Sprache mißhandeln die meisten von ihnen in oft wirklich abscheulicher Weise.

Ein paar Beispiele aus der Praxis des Schreibers dieser Zeilen mögen die Ausführungen Dubois-Reynolds für unsre Leser illustriren.

In einer Gesellschaft „Gebildeter“ erwähnte ich gelegentlich, daß ich eben wieder einmal daran sei, mich an Schillers Briefen zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts von tausendfältigem Aerger zu erholen, — nebenbei gesagt — für mich ein Radikalmittel, welches noch nie verfehlt hat, mich über alle Niedrigkeit der Gesinnung, die mir begegnet, alle Jämmerlichkeit des Existenzkampfes, der sich niemand ganz entziehen kann, zu trösten, — da erwiderte mir achselzuckend ein noch ziemlich junger Jurist, — ein Mann, der seine Staatsexamen mit allen Ehren bestanden hatte und nicht nur für gewöhnlich gebildet, sondern sogar für hochgebildet gelten wollte und bei vielen Leuten wirklich galt:

„Die Prosaschriften Schillers — pah — die sind doch längst vollständig antiquirt.“

„Haben Sie Schillers Prosaschriften nicht nur gelesen, sondern einmal gründlich studirt, Herr Assessor?“ fragte ich.

„Behüte, — das fehlte mir noch, dazu hatte ich nie Zeit, — das steht ja auch ganz fest, daß der gute Schiller, wo er Prosa geschrieben hat, ungenießbar ist.“

Im ersten Augenblick war es mir, als ständen mir alle Haare zu Berge. Der „gute Schiller“ hat mir aber auch diesen Hochgebildeten „genießbar“ gemacht. Ich betrachtete ihn, seit er das eben zitierte denkwürdige Diktum geleistet, stets mit dem höchsten Interesse, gleich wie ich einen Vototuden betrachten würde,

wenn solch' ein Menschenbruder auf der leipziger Messe einmal in einer Schaubude ausgestellt wäre.

Und was erst die „gute“ deutsche Sprache angeht, — du lieber Himmel!

Ein „klassischer“ Philologe — ein Gymnasialoberlehrer — schrieb mir einmal:

„Unser gemeinschaftlicher Freund, der, nachdem er zwei Tage hier zu Besuch gewesen, nach Wien weitergereist ist, wünscht, Ihre Liebenswürdigkeit in Anspruch nehmend und davon, daß Sie ihm diese Gefälligkeit erweisen können, überzeugt, indem er Sie herzlich zu grüßen mir aufgetragen, Sie möchten die Güte haben, für ihn von der leipziger akademischen Lesehalle, deren Mitglied er Sie weiß, den letzten Jahrgang der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“, welche, wie ihm mitgeteilt, eine Rezension über das Buch seines Lehrers N. gebracht haben, auszuleihen.“

Diesem häßlich verzwickten, undeutschen Satzgefüge sieht man den „klassischen“ Philologen — denke ich — deutlich genug an. So — Relativsätze und Partizipialkonstruktionen wie ein römischer Rededrechselmeister häufend — schreiben viele, sehr viele unserer Hochgebildeten, nur oft noch häßlicher, noch verzwickter, noch undeutscher, zumal wenn sie ein grausames Schicksal mit noch mehr „klassischer“ Bildung überschüttet hat, als meinen Oberlehrer.

Ich kann ohne zu übertreiben hinzufügen, daß von all' den etlichen hundert „Gebildeten“ und „Gelehrten“, von welchen mir während zehnjähriger Redaktionsstätigkeit schriftliche Leistungen unter den Blaustift gekommen sind, nicht der zehnte Teil ein Deutsch schrieb, welches ohne sorgfältige Bearbeitung und teilweis totale Umaderung hätte veröffentlicht werden können, während bestenfalls erst unter je fünfzig einer war, bei dessen Arbeiten der Redaktionsstift garnicht in Tätigkeit gesetzt zu werden brauchte.

(Schluß folgt.)

Die Bildsäule Rouget de Lisle, des Dichters der Marsseillaise.

Von August Bartoldi.

Rouget de Lisle (sprich ruhigsch delihs), dem Dichter der Marsseillaise, hat das dankbare Frankreich am 27. August dieses Jahres in seiner Geburtsstadt Vons-le-Saulnier (sprich long le johneh) ein Standbild errichtet, welches die Begeisterung der Zeit, in der jene Hymne entstand, vortrefflich zur Darstellung bringt. Der Künstler, einer der begabtesten Bildhauer Frankreichs, hat es verstanden, in der Person des Dichters und Sängers der Marsseillaise die Marsseillaise selbst gewissermaßen zu inkarnieren. Die gewaltige Hymne, unter deren brausenden Tönen die jungen Soldaten Frankreichs zum Sieg eilten, hat sich verkörpert, sie ist Mensch geworden und heißt Rouget de Lisle.

Zur letzten Feier des 14. Juli — des Bastillensturms — wurde ein Gipsmodell des Kunstwerkes in Paris aufgestellt und bildete den Mittelpunkt des großartigen Nationalfestes.

Ueber die Entstehung der Marsseillaise finden die Leser der „Neuen Welt“ in einem früheren Jahrgang nähere Aufschlüsse. Von Rouget de Lisle ist eigentlich nur zu sagen, daß er der Dichter der Marsseillaise ist. „Nur“ der Marsseillaise? Gleich der Löwin der Fabel, die nur ein Junges hat, „aber einen Löwen“, — hat er nur ein Werk geschaffen, „aber einen Löwen“. Ein Werk, das unsterblich ist. Nicht, als ob Rouget sonst gar nichts geleistet und erzeugt habe. Er war Tonkünstler und hat zahlreiche Musikstücke, Opern und so weiter komponirt, allein es sind nur mittelmäßige Sachen, Eintagsfliegen, wie sie der folgende Tag tötet und vergiftet. — Wie

aber konnte jemand, der sonst — unverblümt ausgedrückt — so unbedeutend war, ein Werk wie die Marsseillaise schaffen? Vielleicht gerade, weil er so unbedeutend war. Hätte er eine stärker ausgeprägte Individualität und Original-Schöpfungskraft besessen, so würde er mehr von seiner Individualität in den Text und in die Weise gelegt haben und hätte den Geist seiner Zeit nicht so voll und ganz, nicht so unverfälscht und rein, ohne eigenen Zusatz zum Ausdruck bringen können. Rouget de Lisle hat überhaupt die Marsseillaise gar nicht gedichtet. Die Zeit, die französische Revolution hat sie gedichtet, und in dem begeisterten jungen Mann, der Rouget de Lisle hieß, fand die Zeit, fand die Revolution das Organ, durch welches sie zu dem französischen Volke, zu den übrigen Völkern der Erde reden konnte. Die Zeit, die Revolution dichtete aus Rouget de Lisle heraus, der ihre Zunge, ihr Dolmetsch wurde.

Geboren am 10. Mai 1760 überlebte der Sänger und Dichter der Marsseillaise die Revolution, das Kaiserreich, die Bourbonenmonarchie und starb 6 Jahre nach der Julirevolution am 26. Juni 1836.

Nach der Revolution, deren Hymne er gedichtet, lebte er zurückgezogen, jedes junge Talent bereitwillig und freudig anerkennend, von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit befeelt; ein Charakterzug, der namentlich unter Musikern außerordentlich selten zu finden ist. Der Dichter der Marsseillaise konnte bescheiden sein. Seine unsterbliche Schöpfung sichert ihm die Unsterblichkeit.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

„Wo über Mauern, welche halb verwittern,
Ein wilder Lorbeerbusch die Zweige bieget...“
Graf von Platen.

I.

Abendlicher Dämmer, Stimmengewirr und Menschengewoge auf der Piazza San Marco zu Venedig. Es ist im Sommer und abends acht Uhr. Das ist die Zeit, wann es hier am lebhaftesten zugeht. Vor den Kaffeehäusern in den hochgewölbten Bogengängen der ringsum stehenden, von Zeit und Wetter geschwärzten Paläste sind viele hunderte von Stühlen und Marmortischen auf die weite Steinfläche des Platzes hinausgestellt, Alt und Jung sitzt beisammen und erquickt sich nach der sengenden Hitze des Tages in freier Luft an dem erfrischenden Genuß des Eises. Die Blumenmädchen, die Verkäufer von Glas- und Gipsarbeiten, Obstcaramellen, Muscheln und anderen Gegenständen, Musikanten, Deklamatoren und allerhand solchen Volks mischen sich dazwischen und suchen ihre Waare und ihre Kunst an den Mann zu bringen. Von der Piazzetta und dem Molo herüber tönen die Rufe der Gondoliere, deren schmucke Fahrzeuge dort am Ufer schaukeln. In ehrfurchtweckendem Schweigen allein steht die mächtige Markuskirche mit ihren Säulenhallen und byzantinischen Kuppeln, unter denen die heiligen Tauben der „Königin der Adria“ beisammen sitzen und girren und die Flügel schlagen. Daneben ragt der lustige Glockenturm frei von den Marmorplatten des Platzes empor, und wenn man auf heller, bequemer Holzstiege in Schneckenwindungen hinaufgestiegen ist, mag man von droben hinausschauen über das weite blaugrüne Meer und auf die jetzt von seltsamen Schattenspielen überwobenen Lagunen, hinter denen in westlicher Ferne die Euganeischen Berge bei Padua aufsteigen, während, dem Auge näher, von dreieckiger Landspitze her der Turm der langgestreckten Dogana di Mare, des Hauptzollamts, mit der großen vergoldeten Kuppel und der hell glänzenden Fortunagegestalt darauf, die noch leis vom Abendglanz angehauchten stolzen Kuppeln der Kirche Santa Maria della Salute und eine gleiche, noch herrlichere von der Isola di San Giorgio maggiore herübergrüßen. Unten an den Marmortischen aber wird's lauter und lauter, — eifriges Gespräch, ausgelassene Scherzworte, helles Gelächter, verstoffenes Gelächter, alles zu summendem, rauschendem, schallendem Tongemisch verwoben, — elegant gekleidete Kavaliere, ausdrucksvolle, heitere und ernste Künstlergesichter, schlanke, üppige Frauengestalten mit dunklem, glänzendem Haar, tiefschwarze, verführerische Mädchenaugen mit heißen, flammenden Blicken, — ein Reigen, Winken und Grüßen, — und jetzt beginnt die Militärmusik die Mandolinata von Paladilhe zu spielen: — das ist das tausendmal begeistert gerühmte, beschriebene und besungene lebensfrohe Venedig zur Stunde der Entfaltung seines eigensten unbeschreiblichen Zaubers...

Auch in den engen Gassen und Straßen, durch deren wunderbarlich verschlungenes Gewirr nur der kundige Fuß sich zu finden weiß, herrscht jetzt noch regeres Leben als sonst; in der nach dem Markusplatz ausmündenden Merceria, der schönsten Straße Venedigs mit glänzenden Kaufläden, zumal wogt und wallt ein sich immer auf's neue verstärkender Menschenstrom auf und ab, und Gondel an Gondel gleitet in den Kanälen zwischen den Steindämmen dahin.

In das Schreien und Rufen und Schrittegeräusch auf einem der kleinen Plätze in der Nähe der Piazza San Marco, deren die Lagunenstadt so viele besitzt, mischt sich das laute Weinen eines Kindes, das allein und verlassen auf den Stufen vor dem Eingang einer Kirche sitzt. Niemand achtet in diesem Lärmen, Treiben und Drängen, wo jeder seine besonderen Zwecke verfolgt, darauf, und wenn man das weinende Mädchen mit dem weißen, weichen Antlitz, den hellen, blauen Augen und den blonden, in zwei starken Böjfen über den Nacken hinabfallendem

Haar inmitten all des südländischen, bunten Menschenvolkes, das hier eilig auf und nieder schwirrt, betrachtet, so will es einem so recht erscheinen wie eine arme, freundlose Fremde, hilfebedürftig und in bitterem Klagenon Hilfe ersehend.

Benigstens schien eine schöne, kostbar gekleidete Dame, die aus einem der schmalen Gäßchen herausgetreten war und eben leichten Schrittes an jener Kirche vorübergehen wollte, diesen Klagenon so zu verstehen; denn sie hemmte den Fuß, schlug den Schleier zurück und beugte sich freundlich zu der Kleinen nieder. Wie sich die schlanke hoheitsvolle Gestalt nach vorn neigte und die tiefschwarzen Augen in zärtlicher Fürsorge zu der Kleinen niedersehen, zeigte sich ein Antlitz von wahrhaft klassischer Schönheit. Die freie, von tiefdunklem Haar, das sich in vollen Locken über die Schultern hinabringelte, umrahmte Stirn, welche unter leichtem Strohhut noch erkennbar genug hervortrat, der feine, zierliche Schnitt von Nase, Mund und Kinn, der zarte, fast blasse Teint des Gesichts, das aber durch einen kräftigeren Anhauch der Wangen und die frische Röthe der Lippen wieder ein lebendigeres Kolorit erhielt, verliehen der ganzen Erscheinung auf den ersten Anblick etwas Ungewöhnliches, Vornehmes. Es war eine jener Frauengestalten, die, vor wessen Auge sie immer treten mögen, eine besondere Würde, eine eigentümliche Hoheit aussprechen, in deren zauberhaftem Bann man unwillkürlich den Atem anhält und in wunderbarer Scheu, wie geblendet, den Blick kaum aufzuschlagen wagt.

Die Dame hatte ihre von elegantem grauen Glacéhandschuh umhüllte Rechte ausgestreckt und damit die des weinenden Mädchens erfaßt.

„Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte sie jetzt mit überaus weicher Stimme, indem sie den Blick forschend über ihre Züge gleiten ließ.

Die Kleine sah mit großen Blicken auf, dicke Tränen rollten ihr noch über die Wangen.

„Ach, mein Bruder, — mein lieber Bruder!“ antwortete sie schluchzend in der Sprache des Landes und mit einem Accent, der über ihre innige Vertrautheit mit derselben keinen Zweifel ließ, und zugleich quoll es wieder in großen, heißen Tropfen unter den langen, zarten Wimpern hervor.

Die freundliche Fragerin neigte sich jetzt noch tiefer zu ihr herab und forschte weiter:

„Dein Bruder? — Aber wer ist dein Bruder, und was klagst du um ihn?“

„Ach, ich habe ihn verloren!“ sagte die Kleine und begann immer heftiger zu schluchzen. „Wir waren mitjammen ausgegangen, und da er in einem Haus ein Geschäft hatte, ließ er mich auf der Straße zurück, bis er wiedergekommen wäre, und —“

Das Schluchzen erstickte wieder ihre Stimme, und erst nachdem die junge Dame ihr freundlich das Haar gestreichelt und sie zu beruhigen gesucht hatte, fuhr sie mit vieler Anstrengung fort:

„Ach, und es wurde mir die Zeit lang, und ich war neugierig und wollte die Leute in den anderen Gassen sehen, da bin ich langsam fortgelaufen — die Straße und die Straße — ich glaub', so herum —“ sie beschrieb mit der einen Hand die Richtung von links nach rechts — „und nun kann ich mich nicht wieder zurückfinden, und der arme Bruder wird voller Angst sein und mich suchen — ach, du armer Camillo!“

Und dabei ließ sie das Köpchen traurig auf die Brust sinken und weinte noch bitterlicher und heftiger denn zuvor.

„Nun, dann komm schnell!“ sagte die fremde Dame, indem sie die Kleine bei der Hand ergriff und sie zärtlich an sich zog. „Vielleicht können wir den Bruder in den Gassen dort noch finden!“

Die Kleine Verirrte wußte sich noch zu entsinnen, aus welcher

Gasse sie nach dem freien Platze, auf dem sie sich jetzt befanden, gekommen war, und die beiden schritten jetzt raschen Gangs durch dieselbe zurück. Als sich aber dann links und rechts Gäßchen an Gäßchen öffnete, konnte sich die Kleine nicht mehr erinnern, durch welche von ihnen sie vorher gegangen war, und ihre Begleiterin vermochte nichts, als ihren unbestimmten Andeutungen zu folgen.

Indessen war die Dämmerung weiter vorgeschritten, tieferes Dunkel legte sich zwischen die in den engen Gassen zuweilen kaum auf Armeslänge auseinander stehenden Reihen der alten, düsteren Steinhäuser, und so war es kein Wunder, wenn die beiden bei dem Mangel jeglichen Anhaltspunktes, der sie auf die richtige Spur hätte bringen können, trotz alles eiligen Gehens und eifrigen Spähens den Gegenstand ihres Suchens nicht aufzufinden vermochten. Die Kleine ergriff eine fast sieberhafte Unruhe, und als ihre Begleiterin weiteres Suchen für zwecklos erklären mußte, zog oder zerrte sie vielmehr diese immer wieder mit sich fort, jetzt in diese, dann in jene Gasse hinein, und bat stets von neuem wieder, ihr doch ja den „armen Bruder Camillo“ finden zu helfen. Und die fremde Dame besaß Geduld genug, der Bitte der Kleinen wohl zum zwanzigstenmale Gehör zu schenken und eiligen Fußes bald in diesem, bald in jenem Gäßchen über das platte Backsteinpflaster dahin zu schreiten — durch längere und kürzere, von dunklem Dämmer durchwebte Reihen, in deren Hintergrund die grauen Steintosse dicht aneinander zu treten und jeden weiteren Weg abzusperren schienen, dann und wann nur einen jener umfangreicheren freien Plätze, die in der Regel eine der in Venedig so zahlreichen kleineren oder größeren Kirchen schmückt, erschließend. Wohl gingen, hier behaglich feierabendlichen Schlendergangs, dort in geschäftiger Eile der Menschen genug diese Gassen und Gäßchen auf und ab; wohl glitten ihrer viele, jetzt einzelne als einsame Träumer, dann zu munter lärmendem Trupp zusammengestellt, in leichten, lustigen Fahrzeugen die engen, eigentümlichen Dunsthauch ausatmenden Wasserstraßen, die sie manchmal auf kleinen Brücken zu überschreiten genötigt waren, dahin; aber so scharf man jedem, den das Auge traf, ins Antlitz sah, so oft die Kleine schon am Ziel zu sein glaubte und ihre Freude durch hell aufjubelnden Schrei kundtat — den Gesuchten fand man nicht.

„Aber jetzt laß es gut sein, mein Kind! Unsere Anstrengungen werden heute immer vergeblich bleiben!“ sagte nun endlich die Fremde zu dem Mädchen, indem sie den Fuß anhielt, „du wirst für die Nacht mit in unser Haus kommen, und dann am Morgen wollen wir sehen, ob wir deinen lieben Bruder finden. Beruhige dich, wir werden ihn finden!“

Die Kleine schlug ihre in der That wundervollen Augen groß und voll zu der Begleiterin auf, gleich als ob sie alles Zutrauens, das ihr dieselbe durch ihre teilnehmende Freundlichkeit schon eingeflüßt, ungeachtet, in ihrem Antlitz noch besonders die beruhigende Gewißheit lesen wollte, daß sie ihr auch folgen dürfe. Die letztere beobachtete dies wohl und zog die Kleine, wie um sie jedes in dieser Hinsicht noch gehegten Zweifels zu überheben, zärtlich an sich und küßte ihr die Stirn.

„Und wie heißt du, mein Kind, daß ich dich auch mit Namen zu nennen weiß?“ fragte sie zugleich in so warmem und weichem Tone, daß er der Kleinen alle ängstliche Besorgnis benehmen mußte. Und sie schmiegte sich denn auch zutraulich und so zwanglos, als sei die Fremde ihr seit langem eine liebe Freundin, an dieselbe an, und antwortete beherzt und offen:

„Adele von Winter“, indem sie unmittelbar, als sei dieser Name von dem ihrigen unzertrennlich, hinzufügte: „Und Camillo heißt mein Bruder“. Sie dachte nicht daran, daß sie den Namen dieses letzteren in ihrem schmerzlichen Ausrufen schon mehr als einmal genannt hatte.

Die Fremde lächelte leise und sichtlich von Herzen erfreut ob der innigen Liebe zu dem Bruder, die sich in so schlichter Weise wieder in den letzten Worten des Mädchens ausdrückte.

„Und“ — sagte sie nun herzugewinnend und mit einer Art innerer freudiger Bewegtheit — „damit du doch auch weißt, wie du mich nennen magst: ich heiße Serena, und meines

Vaters Name ist Marchese di Montanari. Drüben, nicht weit vom Canal grande, steht unser Haus, — du hast ihn schon nennen hören, den Palazzo della Sponda, nicht? — Und dahin will ich dich jetzt bringen — für diese Nacht, — und wenn dir's gefällt für länger, bis wir deinen lieben Bruder gefunden haben. Nicht wahr, du willst meine kleine, liebe Freundin sein?“ Und dabei beugte sie sich immer wieder zu dem Mädchen nieder und strich ihr das seidene, weiche Haar aus der Stirn und küßte sie.

Das nahm der Kleinen vollends den letzten Rest von Schüchternheit; sie drückte dankbar die Hand Serena's und nickte zustimmend und zufrieden. Freilich waren ihre Gedanken, wie sie nun dem Canal grande zu weiterschritten, noch immer mit Camillo beschäftigt, sie erzählte und plauderte von ihm und warf das Köpchen unruhig hin und her und zog ihre Begleiterin hastig zur Seite, wenn sie ein Gesicht, ähnlich dem des Bruders, aus der grauen Dämmerung hervortreten zu sehen glaubte.

Am Canal grande angekommen, fuhren sie in leicht schaukelnder Gondel ein Stück auf demselben hinauf. Hier, auf dieser größten Wasserstraße Venedigs, herrschte nun vollends überaus buntes Leben; Gondel um Gondel, Barke um Barke schwammen, von kräftigen Armen gerudert, hier langsam, dort in eiligem Flug auf der blauen Flut nach allen Richtungen hin und her. Das Lärmen der Gondoliere, das lebhafteste Plaudern und Singen einzelner Gruppen, die in den schmudeln Fahrzeugen beisammen saßen, der sanft verhallende Klang einer Mandoline oder Guittarre, der dann und wann aus den Röhren oder vom Ufer her über die Wellen schwebte, das Rauschen und Blinken der Wasser unter den Ruder schlägen: das alles wirkt wohl berauschend und betäubend auf die Sinne des Fremden ein, der zum erstenmale den Blick in dieses bunt bewegte Leben hineintaucht; Serena aber war von Jugend auf mit dem wechselvollen Treiben, mit diesem wunderbaren, farbenreichen, den fernher Kommenden fast mit märchenhaftem Zauber umwebenden Bilde schon zu vertraut, als daß sie ihm besondere Aufmerksamkeit hätte widmen sollen, wenn dasselbe auch mit seiner magischen Gewalt unmerklich ihre Seelenstimmung beeinflusste. Sie plauderte jetzt, in der schwanken Gondel pfeilschnell durch den Kanal gleitend, so freundlich zutraulich, so zärtlich hingebend mit ihrem kleinen Schützling, als hätte sie das schon so oft getan, daß es garnicht anders sein konnte.

Nach einer kurzen Weile glitt die Gondel aus dem großen Kanal in eine der kleineren Wasserstraßen und hielt bald an den breiten Steinufen eines mächtigen Marmorpalastes. Imposant durch die grandiose Wirkung der Massen und heiter anmutig durch das zierliche ornamentale Beiwerk zugleich, wie es der Charakter jener Epoche der Baukunst, die man die Frührenaissance genannt hat, mit sich bringt, gilt dieser Palazzo della Sponda, wie er hier heißen mag, obgleich die Lagunenstadt an herrlichen architektonischen Denkmalen gerade aus dieser Zeit nicht arm ist, für eines der prachtvollsten Bauwerke Venedigs.

Majestätische, mit allerhand Figuren, Arabesken und anderem Zierrat geschmückte Säulen laufen längs der imponirenden Fassade hin und streben, eine über der anderen, bis zum Dache hinauf. Und zwischen diesen Säulen nun die hohen, rundbogigen Fenster, in der Mitte, über dem Portal, aber eine mit bunter Glasmalerei versehene Rosette, alle überwölbt von lustig geschwungenen Rundbogen, daneben Reliefbilder mit reizvollen Frauen- und Kindergestalten und anderen anmutigen Figuren, von ähnlicher kostbarer Bildhauerarbeit umrahmte Nischen, und darüber und dazwischen wieder kleinere, von mannigfachen Blätterarabesken umschlungene Säulen, größere und kleinere Galerien und Balkone bildend, über deren Brüstung sich hier und da in gefälliger Bindung üppiges, immergrünes Schlinggewächs herabschlingelt und in zierlichen Ranken sich weit über das Mauerwerk herniederringelt, leise hin und her schwanke in der sanft bewegten Luft. Zur linken und rechten Seite des Palastes tritt ein von allerlei Bäumen und Sträuchern und Blumengewächsen bestandener, schattiger Garten, der sich in weitem Bogen rings um das majestätische Gebäude zieht, an den Kanal heran, und

sie stimmen in ihrer dunklen Blätterhülle gar seltsam zu der halb ernst, halb heiteren Hoheit des mächtigen Bauwerks, die Myrten- und Lorbeerbäume, die sich, weiße Marmorstatuen beschattend, drinnen mit leisem Rauschen zu einander neigen, und die schwermütigen, sanft vom Abendwinde bewegten Cypressen, deren Zweige über die steinerne Brüstung tief auf die stillen Wasser niederhangen.

Serena hatte die Glocke gezogen; ein Diener öffnete unter ehrfurchtsvoller Begrüßung der jungen Herrin die schwere, von reicher Reliefarbeit verzierte Tür, und die beiden traten zwischen den riesenhaften Säulen des Portals ein.

Das Vestibüle des Palastes macht einen überwältigenden Eindruck, mit solch' vornehmer Pracht, mit so würdevoller Schönheit ist es ausgestattet. Wohin das Auge sieht, nichts als schimmernder Marmor, zuweilen von so blendendem Glanze, daß man sich darin spiegeln kann. Ueber dem Fußboden in achteckigen Tafeln buntfarbiger Stein, an der hochgewölbten Decke kunstvoll geformter Skulpturenschmuck, ringsum Gruppen mannigfach verzierter Säulen, zwischen denen von den breiten Wänden anmutigen Lächeln, mit reizenden Geberden und Bewegungen die verschiedenartigsten Marmorgestalten hervor- und herniedergrüßen: dies alles in seiner bezaubernden Grazie für die wie von wunderbarer, lieblicher Musik umgaukelten und umschmeichelten Sinne noch unwiderstehlicher durch das gedämpfte, mattrote

Licht einer vor der schimmernden Decke herabhängenden großen Ampel, welche milden, magischen Glanz über Fußböden, Säulen und Statuen ausgießt und mit seinen Strahlen bis in die verborgensten Nischen hineinwebt, daß die steingeformten Blumen an den Knäusen gleich hellfarbigen Rosen in süßer Glut aufzublühen und die marmornen Vögel zwischen dem Blätterwerk der Arabesken in Wirklichkeit sich zärtlich zu schnäbeln scheinen, die holden Menschengestalten aber an den Seiten, wie zu wirklichem, poesievollen Leben erwachen und in wonnigen Reigen und lockendem Händewinken ein heimliches, nur dem tiefsten Herzen verständliches Spiel treiben. . . . Eine zweite, droben in der Vorhalle des ersten Stockwerks hängende Ampel sendet ihren Schein über die dem Portal gegenüber emporkührende breite Treppe herab und überflutet damit die Büsten und Statuen, die in langer Reihe auch hier zu beiden Seiten der steinernen Brüstung aufgestellt sind.

Nachdem die beiden Mädchen über die mit kostbaren Tep-

pichen belegten Stufen hinaufgeschritten, führte Serena die Kleine, den hohen, lustigen Korridor entlang in ein, wenn auch nicht allzu großes, doch fast saalähnliches, hell erleuchtetes Gemach, wo ein, dem mit leichtem Grau gemischten Haupthaar nach zu schließen, welches seine sonst noch frisches Innenleben deutende Stirn umrahmte, etwa in der Mitte der fünfziger Jahre stehender Mann in einem trotz der vorgekehrten Abendstunde tadellos elegantem Anzuge neben einer jüngeren, blühend und lebensfrisch aussehenden Dame an einem großen, sehr schön gearbeiteten Tische saß. Mannigfaches, noch unberührt auf dem kostbaren Tischtuch umherstehendes Tafelgeschirr ließ erkennen, daß man

die Abendmahlzeit noch nicht eingenommen hatte, aber eben es zu tun im Begriffe war und offenbar nur noch ungeduldig jemanden erwartete, der daran teilnehmen sollte.

Rasches Wenden des Kopfes und geräuschvolles Zurückschieben des Fauteuils von seiten des Mannes, dessen Gesichtsausdruck deutlich verriet, daß die noch bei Tisch erwartete Person eingetreten war, während ein unmittelbar darauf folgendes Aufblitzen in seinen Augen, wie gleicherweise in denen der vornehm nachlässig im Fauteuil sitzen gebliebenen jungen Frau, die kaum den Gruß der Herculinkommenden flüchtig erwidert hatte, unwillkürlich die Ueberraschung kund gab, mit der man sich dem zugleich mit eingetretenen unbekanntem Kinde gegenüber sah, eine Ueberraschung, vor deren Plötzlichkeit selbst die Frage nach der Ursache des



Mozart als Kind. (Seite 26.)

ungewohnt und unerwartet langen Ausbleibens Serena's an diesem Abend in den Hintergrund trat und nur in kaum flüchtiger Andeutung ausgesprochen wurde. Nicht lange aber währte es, so hatte Serena den beiden anderen nicht allein diese Ueberraschung völlig benommen, sondern damit zugleich die Erklärung der ungewöhnlich langen Ausdehnung ihrer Abendpromenade gegeben.

Man hieß denn auch von seiten der beiden anderen die Kleine herzlich willkommen und bat sie, in einem der Fauteuils am Tische plazzunehmen. Etwas schüchtern anfangs, aber durch die aufmunternden Worte ihrer vorherigen, ihr jetzt schon sehr vertraut gewordenen Begleiterin bald sicherer und ungewohnter, leistete Adele der Aufforderung, der nun rasch und behend von einem Diener aufgetragenen Mahlzeit kräftig zuzusprechen, Folge, und als die Reihe der in ihrer trefflichen Zubereitung und in ihrem ganzen Arrangement die feine Küche des wohlhabenden Patrizierhauses verratenden Speisen vorüber-

gegangen und man nur noch beim Tee zusammensaß, war die Kleine, der nach der langen, aufregenden Wanderung das treffliche Mahl augenscheinlich sehr gut gemundet hatte, schon so lebhaft geworden, daß sie sich fast heimisch zu fühlen schien und kindlich unbefangenen Geplauders von ihrer Herkunft und Vergangenheit zu erzählen begann. Sie habe — so sprach sie sich aus — vor kurzem das achte Lebensjahr überschritten und weile mit dem Bruder seit einem Jahre in Venedig, wohin sie dieser, der schon länger als drei Jahre in der Lagunenstadt wohne, aus München nachgeholt habe, nachdem die Mutter, deren einzige Kinder sie gewesen, dem schon bald nach ihrer Geburt gestorbenen Vater in's Grab gefolgt sei. Der Bruder pflege die Malerkunst und sei ein gar berühmter Mann, bei dem täglich die vornehmsten Herren und Damen aus- und eingingen, und in der Tat schien dieses, mit einer Art von schwärmerischer, aus Schwesterlicher Anteilnahme an dem Geschick des Bruders leicht erklärlicher Freude vorgebrachte Zeugnis für den Maler Camillo von Winter von dem Vater Serenas für ein durchaus berechtigtes und wohl verdientes gehalten zu werden; denn er winkte, wie er der einfach naiven Erzählung des Mädchens bisher mit innigstem, auf seinem Antlitz sich deutlich widerspiegelndem Vergnügen gefolgt war, jetzt beifällig mit dem Haupte und warf, indem er den Namen des Künstlers leichten Tons zu ihr hinübersprach, seiner jungen Frau einen von dieser mit vollem Verständnis aufgenommenen Blick zu, der ebenfalls keine andere Deutung als

die vollster Zustimmung zu den Worten der Kleinen zuließ. Und als man dieser nun sagte, daß wenn ihr Bruder der Maler Camillo von Winter sei, man ihn schon am nächsten Tage finden und sie sicher zu ihm zurückbringen wolle, schwand ihr nun auch der letzte Rest von heimlicher Besorgnis, die bis jetzt immer noch leise aus ihren Worten herausgeklungen, und sie plauderte heiter und munter und dabei mit so ungewöhnlich einsichtiger Klugheit weiter, daß, wie seither das Herz Serenas ganz und gar von dem reizvollen Wesen des Kindes eingenommen worden war, sie nach kurzer Zeit durch den Zauber ihrer kindlichen Einfalt sich auch in die Gemüter der beiden anderen eingeschmeichelt und die innerste Zuneigung derselben gewonnen hatte. Adele hatte selbst die warme Teilnahme der jungen Frau an dem heiter harmlosen Gespräch zu erwecken gewußt, und das wollte viel sagen, denn Angela di Montanari, die Serenas Vater erst vor zwei Jahren, als ihm seine erste Gattin, die Mutter der letzteren, durch den Tod entrißen, heimgeführt, war eine stolze, sich ihrer gesellschaftlichen Stellung und nicht weniger auch ihrer Schönheit sehr bewußte Frau, die nach außen stets ein kaltes, gemessenes Benehmen beobachtete und aus ihrer vornehm reservierten Haltung anderen und vollends Fremden gegenüber, die nicht den gleichen Rang wie sie für sich in Anspruch nehmen konnten, kaum jemals heraustrat.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herz.

Von Damian Gronen.

Im unermessnen Weltsysteme
Die schonste Perle der Natur,
An ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur,
Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit:
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit.

Für den Physiologen ist das Herz nur das Organ, welches den Umlauf des Blutes vermittelt; durch ein ganz besonderes Privilegium jedoch, das sich bei keinem anderen Organ unseres Körpers wiederholt, ist das Wort „Herz“ mit einer Reihe von Ideen, die sich daran knüpfen, aus dem Bereiche des Physiologen in den des Dichters, des Schwärmers, des Weltmannes übergegangen. Hier gilt das Herz als die eigentliche Werkstätte unserer Gefühle, ja als die wirkliche Quelle unserer sittlichen Motive und Eigenschaften. Herder sagt:

„In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz:
Sie webten und erfanden
Das arme Menschenherz.“

Und ein alter englischer Arzt nannte das Herz treffend den großen „Dulder“ unserer Leidenschaften und Affekte. In der Tat liegt dieser Anschauung eine große Wahrheit zu Grunde.

Allerdings hat das Herz vor allem anderen die Funktion eines nie ermüdenden mechanischen Pumpwerks. Es teilt sämtlichen Organen und Geweben unseres Körpers das Leben zu, indem es ihnen den unentbehrlichen Nahrungssaft zuschickt. Bei dieser Tätigkeit des Herzens ist jedoch vieles, was dasselbe ganz außerhalb des Ranges der übrigen Organe stellt. Bei der Bildung des gesammten tierischen Körpers tritt in der Regel ein Organ erst dann in Funktion, wenn es seine eigene Entwicklung vollendet hat; es gibt sogar Organe, die erst lange nach der Geburt ihre Tätigkeit beginnen und lange vor dem Tode diese wieder einstellen. Das Herz dagegen ist ein Organ, das zuerst vor allen übrigen in Funktion tritt und zwar noch bevor

es selbst sich vollständig entwickelt hat. Die Entstehung des Herzens gewährt ein interessantes Beobachtungsmoment.

Man kann sie z. B. bei einem Hühnerei beobachten. Ist dasselbe 26—30 Stunden dem Brüten ausgesetzt gewesen, so erblickt man auf dem Keimfeld einen kleinen Punkt, an dem man seltene und kaum wahrnehmbare Bewegungen konstatiren kann; schreitet die Entwicklung des Hühnchens weiter fort, so werden die Bewegungen häufiger und ergiebiger, es bilden sich Arterien und Venen, die sich mit Blut füllen — der große Rahmen, in dem sich der Kreislauf bis zum Wiedererlöschen des Lebens vollziehen soll, ist fertig. Indem nun das Herz für die Ernährung des Organismus sorgt, wächst es selbst und erlangt allmählich seine endgiltige Gestalt, um in dieser seine rastlose Tätigkeit, ohne jemals sich zu erholen, bis zum Tode fortzusetzen, bei dem es wiederum das letzte aller Organe ist, das seine Funktion einstellt.

Gleich den anderen Muskeln besitzt das Herz eine ganze Reihe von Nerven, welche es mit dem Centralnervensystem verbinden. Die Beziehung der Nerven und Muskeln besteht darin, daß die Muskeln erschlaffen, sobald sich ihre Nerven im ruhigen Zustand befinden, und daß die Muskeln tätig sind, d. h. sich zusammenziehen, sobald die Nerven gereizt werden. Setzt also z. B. unser freier Wille die Nerven eines Armes in Tätigkeit, so erweckt diese Tätigkeit die der entsprechenden Muskeln und der Arm wird folglich bewegt.

Für das Herz indessen hat dies Gesetz keine Geltung; hier gilt vielmehr grade das Umgekehrte: befinden sich die Nerven des Herzens in ruhigem Zustand, schlägt das Herz und erfüllt seine Aufgabe, werden aber die Herznerven gereizt, so steht es plötzlich und in erschlafftem Zustand still.

Diese eigentümliche Abweichung des Herzens von allen anderen Muskeln ist natürlich nicht bei allen Geschöpfen die gleiche: sie richtet sich je nach der verschiedenen Reizbarkeit derselben und je nach der verschiedenen Stärke des Reizes. Unmittelbar nach dem Tode vorgenommene Experimente, bei denen man sich eines

schwachen elektrischen Stromes bedient, haben ergeben, daß bei den empfindlicheren höheren Tierklassen (z. B. den Säugetieren) das Herz nach Reizung seiner Nerven sofort stehen bleibt, bei den Amphibien dagegen erst nach einer gewissen Zeit dem lähmenden Nerveneinfluß gehorcht. Hörte der elektrische Strom auf zu wirken, so erschienen gewöhnlich die Herzschläge wieder und zwar in rascher Folge; nur wenn der Strom sehr kräftig eingewirkt hatte oder die Lebensfähigkeit des Herzens eine bloß noch geringe war, erwachte es nicht wieder zu seiner Tätigkeit.

Ganz die nämliche Wirkung nun, welche der elektrische Strom auf das sterbende Herz oder den sterbenden Muskel eines eben getöteten Tieres ausübt, bringen an dem lebenden Muskel oder Herzen zwei andere mächtige Reize hervor, die beständig zur Geltung kommen können: der Wille und das Gefühl. Nur wirken nicht beide auf alle Muskeln; der Wille z. B., welcher alle Muskeln des Rumpfes und der Glieder in Tätigkeit versetzen kann, hat auf das Herz keinen unmittelbaren Einfluß. Das Gefühl aber wirkt in gleicher Weise auf die willkürlichen Muskeln, wie auf diejenigen, über welche der Wille keine Macht besitzt. Freilich erzielt das Gefühl diese Wirkung auch nicht durch einen unmittelbaren Einfluß auf die Muskeln, sondern auf einem Umwege durch die ohne Einwirkung des Willens erfolgende Uebertragung seines eigenen Reizes auf die Bewegungsnerven. Diese durch Uebertragung von Gefühlen ohne Zutun des Willens hervorgerufenen Bewegungen nennt man Reflexbewegungen.

Vergleichen Reflexbewegungen sind fast alle Muskelgruppen ausgesetzt: trifft die Augen plötzlich ein hellerer Lichtstrahl, so bewegen wir die Lider, — wir „blinzeln“; steigt uns ein scharfer, stechender Geruch in die Nase, so ziehen sich das Zwerchfell und die übrigen beim Ausatmen tätigen Muskeln konvulsivisch zusammen — wir niesen; in anderen Fällen bewegen sich andere Muskelreihen, indem wir lachen, weinen, zusammenzucken u. s. w. Nur das Herz erfährt durch die Gefühle, der oben erwähnten eigentümlichen Wirkung des Herzerven gemäß, keine Reflexbewegungen, sondern Reflexhemmungen der sonst perpetuirlichen Bewegung.

Es wurde schon bemerkt, daß derselbe elektrische Reiz bei einem tiefer organisierten und darum weniger empfindlichen Tier (einem Frosch z. B.) nur eine geringe und langsam eintretende Störung der Herzthätigkeit hervorruft — derselbe, durch den bei einem höher organisierten Tier ein vollständiges Stillstehen des Herzens erfolgt. Das nämliche gilt von den Empfindungen: bei einem Frosch bringt man das Herz nicht zum Stillstehen, sobald man die Haut kneipt, bei manchen Hunden dagegen tritt jene Wirkung augenblicklich ein; sie erfolgt oft sogar schon, wenn das Tier bei der Einwirkung auf seine Haut gar nicht einmal Schmerz empfindet. Am komplizirtesten und empfindlichsten aber ist das Nervensystem des Menschen: von allen inneren Organen, von der Oberfläche und vom Gemüt aus reflektiren Empfindungen körperlicher und geistiger Art auf das Herz. Es fragt sich nun, welche Folgen sich im Organismus zeigen, sobald die Funktion unseres Herzens eine Störung erleidet.

Mit jedem seiner Schläge führt das Herz neues lebenskräftiges Blut in die Adern und durch dieselben zu den Organen; eine Unterbrechung der Herzthätigkeit wird daher bewirken, daß das Blut langsamer oder gar nicht weiter fließt; das Lebensprinzip ist es somit, das den Organen nicht in gewohnter Weise zugeführt wird, und infolge dessen können sie auch ihre Funktion nicht in gewohnter Weise ausüben. Es sind indessen nicht alle Organe des Körpers in gleicher Weise gegen eine Störung in der Blutzufuhr empfindlich: am empfindlichsten ist in dieser Beziehung das Gehirn. Dessen Tätigkeit wird bei allen Tierklassen, wenn auch nicht innerhalb derselben Zeiträume, durch eine Unterbrechung in der Blutzirkulation zu allererst gleichfalls unterbrochen. Beim Menschen erfolgt die Wirkung in sehr kurzer Zeit, man kann sagen augenblicklich. Ebenso rasch aber tritt auch die umgekehrte Wirkung ein; eine Steigerung der Blutzufuhr erhöht die Tätigkeit des Gehirns. In jenem Falle erfolgt eine Ohnmacht, in diesem eine Erregung.

Eine Ohnmacht können alle energischen und plötzlichen Gefühls- eindrücke herbeiführen. Physische Eindrücke auf die Gefühls-

nerven oder moralische Eindrücke, schmerzliche und angenehme Gefühle bedingen dasselbe Resultat durch die Unterbrechung der Herzthätigkeit. Die Dauer der Ohnmacht hängt von der Dauer des Stillstandes des Herzens ab. Je nachhaltiger die Unterbrechung der Herzthätigkeit war, desto mehr verlängert sich auch im allgemeinen die Ohnmacht, desto schwerer stellt sich der Herzschlag wieder her; er tritt nur unregelmäßig auf und gewinnt nur langsam seinen normalen Rhythmus wieder. Zuweilen ist sogar der Stillstand des Herzens ein definitiver und die Ohnmacht wird zu einer Gehirnlähmung, ist also tödlich; bei schwachen und zugleich sehr empfindlichen Individuen kann dies vorkommen. Eine etwa durch Hunger erschöpfte Taube kann man sogar schon dadurch töten, daß man einen ihrer Gefühlsnerven kneipt.

Die Erregung bewirkt derselbe Mechanismus, der die Ohnmacht zustande bringt. Bei der Erregung gibt es nämlich einen anfänglichen Eindruck, der überrascht und das Herz durch Reflexhemmung anhält; dem Gehirn widerfährt infolge dessen eine Erschütterung, das Gesicht wird blaß — dies alles dauert aber nur einen Moment; das Herz erholt sich sofort, verstärkt seinen Schlag, ruft eine beschleunigte Blutzirkulation hervor, das Gehirn wird durch die neu ankommenden Blutwellen und Blutmengen kräftig gehoben, das Gesicht erhält lebhaftere Farben, das Auge Glanz. Zweifelsohne war es das Gehirn, wo der erste Gefühlsindruck zur Geltung kam und ebenso gewiß ging vom Gehirn durch Reflexhemmung die kurze Unterbrechung der Herzthätigkeit aus, aber wenn auch die Erregung auf das Gehirn unmittelbar fortwirkt, so wird sie doch außerordentlich unterstützt durch die gesteigerte Herzthätigkeit, welche den Lebenssaft in reichen Strömen herbeiführt und das Leben des Gehirns steigert.

Eine Menge spezieller Tatsachen ließen sich als Beleg für das innige Verhältnis, in welchem Herz und — Herz (also das Gemüt oder die Gesamtheit unserer Gefühlsregungen und Zustände) wechselseitig zu einander stehen, aufführen. Wir beschränken uns hier auf wenige Andeutungen. Organische Herzkrankheiten sind nach dem Zeugnis anerkannter ärztlicher Autoritäten in der Schreckenszeit der französischen Revolution ganz besonders häufig vorgekommen. Die qualvolle Angst und Pein, welche gewisse Uebel des Herzens begleitet, ist in Wahrheit um nichts geringer, als die Gewissensangst, von welcher der seiner Schuld bewußte Verbrecher gefoltert wird.

Aus unserm Herzen
Wächst, was wir säen, uns wieder zu.
Da pflanzt die Wahrheit ihre Ruh' —
Da fühlt die Torheit ihre Schmerzen,
Da sät das Laßer seine Pein! —

Napoleon I., der Mann mit dem mächtigen Geiste und dem eisernen Willen, aber einem eiskalten Herzen, hatte nur 40 Puls- schläge in der Minute und ein verhältnismäßig kleines Herz. Bei dieser Gelegenheit mögen sich die verehrten Leserinnen sagen lassen, daß bei dem sogenannten schönen Geschlechte die Tränen- rühe zwar beträchtlich stärker entwickelt ist, als bei dem Manne, dagegen das Herz dem männlichen an Größe und Gewicht nicht unbeträchtlich nachsteht. Dies erklärt auch physiologisch die Erfahrung, daß die Gefühle des Mannes jene des Weibes an Tiefe und Nachhaltigkeit überbieten, trotz allem, was man auch zu Gunsten eines tieferen Gefühls beim Weibe sagen mag, dessen wahre Lebenssphäre allerdings das Gemüt bildet oder doch wenigstens bilden sollte. —

Die Wissenschaft lehrt uns also, daß das Herz einen vollen Eindruck von allen unseren Gefühlen empfängt und daß das Herz jedesmal reagirt, indem es das Gehirn zur Aeußerung dieser Gefühle befähigt. Der Dichter, der, um uns zu erschüttern oder zu erfreuen, sich an unser „Herz“ wendet, bedient sich eines bildlichen Ausdrucks, welcher der physiologischen Wirklichkeit entspricht. Ein Wort, eine Erinnerung, der Blick würden an und für sich nicht schmerzlich sein, sie werden es durch die Erscheinungen, welche sie in uns bewirken. Da ein Herz sogar „brechen“ kann vor Schmerz, so hat man Recht, wenn man sagt, daß eine schreckliche Nachricht nur allmählig, nicht mit einem Schlage ausgesprochen werden dürfte; unsere Experimente

haben uns gelehrt, daß eine allmähliche Steigerung der elektrischen Reizung der Herznerven die Empfindlichkeit abstumpft, und so eine plötzliche Unterbrechung der Herztätigkeit verhindert. Auch ist es nicht ohne Grund, wenn man sagt, daß eine lange Angst das Herz schwer macht; die schmerzlichen Eindrücke können, wenn sie lange dauern, das Herz nicht zum Stillstand bringen, aber sie erschaffen und ermüden es, verzögern die Schläge, rauben ihm die Fähigkeit, sich vollständig zusammenzuziehen; die Herzmuskel ist schlaffer und weiter, und es entsteht daher in der Herzgegend das Gefühl der Volligkeit und Schwere. Das wirkliche Gewicht des Herzens freilich wird nicht alterirt, weshalb es auch im Volksmunde heißt: „Mein Herz ist voll und doch nicht schwer, mein Herz ist leicht und doch nicht leer.“

Nicht anders ist es mit den freudigen, beglückenden Empfindungen. Ein angenehmer Eindruck, der uns trifft, durchleuchtet das Gehirn nur wie ein einziger Strahl, ohne sich in ihm aufzuhalten; aber bevor noch der Eindruck zum Bewußtsein gekommen, ist er bereits dem Herzen mitgeteilt: es erfährt einen kurzen Anhalt, dann schlägt es kräftiger gegen die Brust, mächtiger treibt es das Blut nach dem Gehirn, das Gesicht rötet sich — es „strahlt“ vor Freude — die Gesichtszüge werden frisch und kräftig. „Die Liebe macht das Herz stärker schlagen,“ ist nicht bloß ein poetischer Ausdruck, es ist auch eine physiologische Wahrheit und die Worte: „Ich liebe dich von ganzem Herzen!“ bedeuten physiologisch: deine Gegenwart oder die Erinnerung an dich erweckt in mir einen Nerveneindruck, der sich auf mein Herz überträgt und durch dasselbe im Gehirn ein süßes Gefühl und eine leidenschaftliche Erregung hervorruft, vorausgesetzt natürlich, daß das Gefühl ein aufrichtiges ist, sonst

„weiß das Herz nichts davon“ und die Liebe schwebt nur auf den Lippen. — Allzu häufige und allzu heftige Gemütsbewegungen und Leidenschaften sind nicht nur aus den oben ange deuteten Gründen unserer Gesundheit nachteilig, sie lassen uns auch nur zu leicht unsere geistige und sittliche Freiheit einbüßen, ja platten auch selbst unsere Gefühle ab. Daran zu erinnern, ist gerade in der gegenwärtigen Zeit notwendig, wo beinahe alles darauf angelegt scheint, uns vor lauter Affect nicht zum — Leben kommen zu lassen und wo die Gefahr, am Leben selber zu sterben, vielleicht größer denn je ist. Sehen wir doch die Künste der Bühnen, Musik und Poesie leider nur allzu sehr nach Mitteln greifen, die nur geeignet sind, Nerven und Sinne eines moralisch und physisch abgestumpften und verkommenen Publikums zu überraschen, zu erschüttern, zu betäuben und uns mittels solch' großen Effekts gleichsam gewaltsam in den Zustand des Affekts hineinzureißen.

Andererseits freilich wäre nichts törichter, als unser Inneres vor allen Gefühlserregungen bewahren zu wollen. Das hieße wiederum nichts geringeres, als überhaupt aufhören zu wollen, ein Mensch zu sein. Unser ganzes Leben besteht ja nur aus diesem Wechsel von Gegensätzen, von Bewegung und Ruhe, von Freud' und Leid. Aber — Maß in diese Bewegungen zu bringen, das innere Gleichgewicht, die innere Harmonie zwischen Kopf und Herz, zwischen Geist und Gemüt zu schaffen, zu behaupten: das ist nicht, bloß das Ideal, sondern die wirkliche, unerläßliche Aufgabe des sittlich strebenden Menschen, die er in jedem Moment seines Lebens zu verwirklichen hat. Leicht freilich ist diese Aufgabe nicht und „nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.“

Der Geiger von Oppenau.

Von Ludwig Pfau.

Zu Oppenau war ein Geiger,
Der lustige Geiger im Land,
Hat alle Wirtshausgeiger
Auf zwanzig Meilen gekannt.

Wo seine Fiedel geklungen,
Da konnte kein Fuß mehr stehen,
Da sprangen die Alten und Jungen,
Die Stube fing an zu drehn.

Wann ihm das Schweben und Schwingen
Im Herzen gar wohl gefiel,
Dann hub er an zu singen,
Zu jauchzen mitten im Spiel:

„O Handwerk sondergleichen
Das die edle Fiedel streicht!
Da müssen die Sorgen weichen,
Die Herzen, die werden leicht —
Zuße!
Die Herzen, die werden leicht.“

Wer fröhlich des Weges gekommen,
Dem gönnet ein fröhliches End' —
So heißt, ihr Leute, der frommen
Geigerin Testament.

Ich weiß von keiner Plage,
Mein Weib von keiner Not;
In meinem Kalender die Tage,
Die Tage sind alle rot —
Zuße!
Die Tage sind alle rot.

Mein Weib ist wie die Fiedel:
Bestimmt bei Tag und Nacht;
Sie ist mein fröhlichstes Liedel,
Weißt Zähne nur, wenn sie lacht —
Zuße!
Die Zähne nur, wenn sie lacht.

Drei Nächte hab' ich den Reigen
Geführt im Hochzeitshaus:
Nun will ich zur Ruh' euch geigen:
Zulezt geht alles aus —
O weh!
Zulezt geht alles aus.“

Da zog er heim vom Schmause,
Das war sein schwarzer Tag:

Sein Weib war nicht zuhause,
Sein Weib im Sarge lag.

Der Sarg kam schon gefahren
Zum letzten Ruheort;
Da sagte sich auf die Bahnen
Der Geiger und sprach kein Wort.

Da spielt' er also süße
Walzer auf seiner Truh' —
Zu hüpfen begannen die Füße,
Die Augen weinten dazu.

Da spielt' er so gewaltsam
Dem Trauerzug voraus —
Der tanzte unaufhaltfam
Den Kirchhofweg hinaus.

„Müht nicht so finster schauen,
Herr Pfarre! zu diesem Reih'n;
Das soll meiner lieben Frauen
Ehrenbegräbnis sein.“

Nun hat sie gefreit der eine,
Der große Fiedelmann,
Der alle Sorgen alleine
Für immer vergeigen kann.“

Die Kunstgewerbe auf der nürnbergischen Ausstellung.

Von Friedrich Nauert.

Der Aufschwung, welchen unsere Kunstgewerbe seit der letzten großen volkswirtschaftlichen Katastrophe erfreulicherweise allenthalben zeigen, hat sich auch auf Baierns Ausstellung offenbart. Die schöpferische Phantasie, welche dem ganzen Ausstellungsplatz mit seinen Gebäuden aller Art ihr Gepräge verleiht, begegnet einem schon beim Eintritt und dokumentiert sich dann in jeder Abteilung bereits an den Ausstellungsständen, die oft Meisterwerke des Tischlers u. s. w. sind und an sich schon verdient genauer betrachtet und beschrieben zu werden. Es ist eben höchste Aufgabe des Menschen, allem, was er schafft, und diene es auch ganz profanen Zwecken, eine seinem Wesen entsprechende, schöne Form zu geben. Welch hohen Wert dann ein solcher Gegenstand für uns gewinnt, indem er nicht nur seinen Gebrauchszweck erfüllt, sondern auch unser Auge erfreut, das zeigt gerade eine solche Ausstellung und zwar speziell an den Ausstellungsständen — Schränken, die obendrein nur die vorübergehende Aufgabe haben, dieses oder jenes Produkt zu bergen. Hier hat man diese Behälter oft mit ebensoviel Humor als mit künstlerischem Geschick ausgestattet, und man staunt über die Abwechslung und die unererschöpfliche Erfindungsgabe ihrer Erzeuger.

Noch besser wäre es freilich, wenn solches Kunstgefühl und Kunstverständnis in all unserem Hausrat zur Geltung käme. Da gilt freilich noch zu häufig die total verkehrte Anschauung, daß das einfache nicht schön sein und daß die Kunstindustrie erst anfangen könne, wo ein gewisser Reichtum von ornamentalen oder sonstigen künstlerischen Verzierungen angebracht, mindestens aber ein teurer edler Stoff zur Verwendung gelangt ist. Durch diese verkehrte Auffassung hat man die kunstindustriellen Erzeugnisse zu Luxusgegenständen gestempelt und von deren Genuß den weitaus größten Teil des Volkes ausgeschlossen, und zwar zum Nachteil der Kunstgewerbe selbst.

Es lohnt sich hier, auf die sogenannte Kleinkunst der Alten, auf die Lampen, Töfel, Gefäße zc. hinzuweisen. Was entzückt uns denn beispielsweise an den griechischen Vasen so sehr? Nur die einfachen aber klassischen schönen Formen, welche uns in dem Profil entgegenreten und die allen Gefäßkünstlern von heute als Vorbilder gelten, aber nur von wenigen erreicht wurden. In der klassischen Periode des Griechentums war es eben die Schönheit, welche bei der Erziehung wie im ganzen Staatswesen als höchstes Strebeziel galt und die in den als Zentralpunkt des gesamten geistigen Lebens dienenden, vom Gemeinwesen aufgeführten Monumentalbauten ihren sprechendsten Ausdruck fand. Man betrachte daher die edle Einfachheit der Formen des dorischen Tempels und man wird darin volle Uebereinstimmung mit dem gesamten griechischen demokratischen Volksleben finden. Das alles lehrt wieder in den kunstvoll geformten Gegenständen, die dem alltäglichen Gebrauch dienen, und so wird denn, wenn man den materialistischen Zug unserer Zeit, den ungesunden Ueberfluß auf der einen, den Mangel am Nötigsten auf der anderen Seite betrachtet, all die Ueberladung und der Schwulst, die sich nur allzuoft in unserer Kunst und Kunstindustrie offenbaren, erklärlich. Das ist Luxus aber keine Kunst! Damit soll die Dekoration in Form und Farbe nicht ausgeschlossen sein! Im Gegenteil. Aber einerseits darf man nicht vergessen, daß diese gewisse Grenzen nicht überschreiten darf und dem Charakter des Werkes entsprechen soll, während man sich andererseits stets gegenwärtig zu halten hat, daß auch das Einfache und Schlichte schön sein kann.

Und nun beachte man, was heute durch die mannigfachen Mittel der Vervielfältigung alles geschehen könnte. Tausenden und abertausenden kann z. B. ein in Bronze gegossener Gegenstand, der nach einem von Künstlerhand geformten Modell hergestellt wird, zugänglich gemacht werden. Ähnlich auch mit den übrigen Sachen, die jedermann im Hause braucht. Wir werden überhaupt erst dann ein Kunstgewerbe haben, das jeder Kritik entgegenreten kann, wenn an jedem und auch dem einfachsten Gebrauchsgegenstände sich künstlerisches Empfinden ausdrückt. Die Kunst und die Kunstindustrie verstoßen gegen ihr eigenes Wesen, wenn sie nicht für das ganze Volk schaffen.

Das ist nun leider auf unseren Ausstellungen noch nicht genügend berücksichtigt worden. So befindet sich z. B. unter den Zimmereinrichtungen auch in Nürnberg wiederum nur eine, die dem sogenannten bürgerlichen Bedürfnisse entspricht. Und diese charakterisiert sich denn wirklich nach allen Richtungen als geschmacklos. Trivial in den Formen, trüß, zum Teil sogar widerlich in den Farben, machen solche Arbeiten einen Eindruck, als ob man sich fürchtete, für einen geringen Preis etwas geschmackvolles zu liefern, denn es glaubt doch wohl kein Mensch, daß eine einfache aber schöne Form und Färbung mehr Arbeit und Kosten verursachen werde wie eine geschmacklose.

Dann ist vor allem noch ein Fehler zu rügen, der heute namentlich bei Einrichtung und Ausschmückung der Wohnungen gemacht wird: nämlich die Mode gewordenen altdenklichen Zimmer. Ist es schon ganz recht, wenn man die klassischen Vorbilder der Alten zum Muster nimmt, so ist doch auf alle Fälle das meist slavische Kopieren zu vermeiden. Wir haben infolge der seit Jahrhunderten gemachten Fortschritte heute entschieden andere Bedürfnisse als unsere Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert. Vor allem verlangen wir nach Licht, und wenn wir trotzdem aus Gründen des guten Geschmacks die alte Farblosigkeit aus unseren Zimmern verbannt und wieder zu den intensiven satten Farbtönen zurückkehren, so wollen wir doch nicht in einem Raum wohnen,

der verhältnismäßig niedrig und dann durch seinen massig schweren Holzpflaster noch drückender und beengender wirkt, und der womöglich durch die Schalen, Tassen, Krüge, Flaschen und allerhand altertümliches Geschirr auf dem Gesims der Wandvertäfelung förmlich zum Karitätenkabinett gemacht wird. Wer wird denn in einem Museum wohnen wollen? Man hüte sich daher vor der überhand nehmenden Altertümelei. Das ist unsern Vorbildern nie eingefallen, denn sie folgten bei Herstellung ihrer Hauseinrichtungen hauptsächlich den Bedürfnissen ihrer Zeit. Wenn wir ihnen daher nachahmen wollen, so wird dies nur insoweit geschehen dürfen, als wir in den Geist einzubringen suchen, der in ihren Werken lebt, und daß wir dann entsprechend den darin waltenden Gesetzen der Schönheit die unseren, aber entsprechend den Bedürfnissen unserer Zeit, zur Ausführung bringen.

Besonders geeignet für die Arbeiten in Holz ist nun die deutsche Renaissance. Die Schreiner und Drechsler können in diesem Stil die Wand- und Pflasterverkleidungen, wie auch die Möbel, ohne teure Beihilfe des Bildhauers und Schnitzers selbst herstellen. Das haben einige nürnbergische Aussteller mit großem Geschick und feinem Verständnis zu würdigen gewußt und dadurch Leistungen zutage gefördert, die bei aller Einfachheit der Formen eine Eleganz und Schönheit enthalten, die auf den ersten Blick bezaubernd wirken. So Eysler aus Bamberg, Baldauf aus Nürnberg und Bösenbacher aus München. Besonders hat es aber Herr Architekt Hinderer, ein Schüler Gnauths, der dem ersteren die Entwürfe lieferte, verdient, mit einfachen Mitteln Großartiges zu schaffen, denn seine Zimmerdekoration gehört zu dem Schönsten, was die Ausstellung auf diesem Gebiete darbietet. Die warmen durch Ueberlasieren des schlichten Tannenholzes erzeugten Töne von Wand und Pflaster, dazu der Marmor der Balustrade und des Waschbassin, der schöne grüne Ofen, die warmen harmonisch gestimmten Farben der Möbelstoffe, endlich die schwarzen Möbel, Wand- und Deckenbekleidungen des anstoßenden Erkers und die reizvoll aber einfach gemalten Fensterscheiben, — dies alles wirkt so wunderbar, daß es einem schwer fällt, sich von dem herrlichen Anblick loszureißen.

Freilich kostet die Zimmerausstattung insgesamt 18 000 Mark, ein Preis, den leider nur wenige zahlen können. Wo aber solches Talent vorhanden, da kann man wohl mit Recht erwarten, daß auch für weniger Geld etwas Geschmackvolles geliefert werden könnte, und es ist nur zu bedauern, daß die Ausstellung in dieser Beziehung nichts bietet. Die deutsche Renaissance, die ja in Nürnberg ihre schönsten Blüten gezeitigt, dominiert schon in diesem Genre, aber sie hat sich mit ihren Ausstellungsobjekten lediglich an die „oberen Zehntausend“ gewandt und die große Masse von ihrem Genuß ausgeschlossen, obgleich sie sich doch nur dann auf einen Boden gestellt haben würde, aus dem ihr allein eine wahrhaft große Zukunft und lange Dauer erblühen könnte, wenn sie sich dem Volke gewidmet hätte, wie es die Kunst des griechischen Altertums getan hat.

Mozart als Kind. (Illustration s. S. 21.) Frühreife Blüten erzeugen selten schmachtende Früchte, und frühreife Talente sind es in der Regel nicht, welche die Kultur mit unsterblichen Schöpfungen bereichern. Eine glänzende Ausnahme zeigt die Geschichte der Musik. Das größte musikalische Genie aller Zeiten, der strahlende Genius, dessen wunderbare Melodien unnenbare Seligkeit in die Seele strömen, dessen Harmonien die Engel im Himmel mit Entzücken lauschen würden, wenn Engel existierten — Wolfgang Amadeus Mozart, war ein frühreifes musikalisches Wunderkind, das schon im Alter, wo andere Kinder noch kaum das ABC zu buchstabieren anfangen, die Welt mit seinem Ruhm erfüllte. Geboren am 27. Januar 1756 als der Sohn des erzbischöflichen Kapellmeisters zu Salzburg, begann er schon im dritten Lebensjahr, als der Vater mit der um vier Jahre älteren Schwester, Kannerl, den Klavierunterricht begann, seine musikalischen Schwingen zu regen. Sobald das Klavier frei war, übte er sich auf demselben, und wenn man ihn ungestört lies, sah man ihn ganze Stunden damit hinbringen, Tergen zu suchen, und sein Gesicht strahlte vor Vergnügen, wenn es ihm glückte, ein harmonisches Intervall zu treffen. Der Vater beobachtete ihn und wußte nicht, ob er Gewicht darauf legen solle; doch wollte er einen Versuch machen. Man legte dem Kinde einen kurzen Menuet vor. Nach einer halben Stunde spielte es denselben so fertig und im Takte, als man es nur erwarten konnte. Kaum war ein Jahr verfloßen, so diktierte Wolfgang seinem Lehrer Stücke, die er erdacht hatte; er komponierte, ehe er eine Note schreiben konnte. Eines Tages trafen ihn der Vater und der Hausfreund bei der Komposition eines Klavierkonzerts. Der Vater brach beim Anblick des Blattes, das aus lauter Kleben zu bestehen schien, in lautes Lachen aus. Als er aber die Arbeit aufmerksamer durchsah, nahm sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck an; Tränen der Freude und Bewunderung rollten über seine Wangen, denn alles war richtig und regelmäßig gesetzt, nur war es zu schwer, um gespielt werden zu können. Sein Gehör war so fein, und sein Musikgedächtnis so sicher, daß er sich beim Spiel seiner kleinen Violine erinnerte, daß des Hausfreunds „Buttergeige“ um einen halben Viertelton tiefer gestimmt war. Bald war seine musikalische Fertigkeit so groß, daß er die meisten Sachen vom Blatt spielen konnte. Auch Kannerl war ungemein fortgeschritten, weshalb der Vater im Jahre 1762, als die Kinder zehn und sechs Jahre alt waren, mit demselben eine Virtuosenreise nach Wien machte. Maria Theresia wie ihr Gemahl und ihre Kinder waren sehr musi-

falsch. Sie nahmen die Kinder in ächt deutscher Herzlichkeit auf und Wolfgang sprang der Kaiserin ohne weiteres auf den Schoos und küßte sie. Die beiden Wunderkinder wurden mit den Galafleibern der kaiserlichen Kinder beschenkt, und in diesen Kleidern gemalt hängen sie im Mozarteum zu Salzburg; sein seelenvolles Auge und ihre knospende Schönheit haben einen unvergleichlichen Reiz. Eines Tages sagte der Kaiser zu dem Knaben: „Es ist keine große Kunst, mit allen Fingern zu spielen, aber nur mit einem Finger und auf einem verdeckten Klavier zu spielen, das würde erst Bewunderung erregen.“ Statt einer Antwort spielte das Kind mehrere sehr schwierige Passagen mit einem Finger; dann ließ er sich auch die Klaviatur bedecken und spielte dennoch so gut, daß seine Zuhörer hätten glauben können, er habe sich durch lange Uebungen darauf vorbereitet. Schon fing man an, die erstaunlichen Leistungen Wolfgangs in begeisterten Versen zu feiern. In seinem achten Jahre führte ihn der Vater nach Paris und London. Der Sekretär des Herzogs von Orleans, Grimm, ein Deutscher, schreibt u. a.: „Die ächten Wunder sind zu selten, als daß man nicht gern davon plaudern sollte, wenn man einmal das Glück gehabt hat, so etwas zu sehen. Der Knabe, der künftigen Februar erst sieben Jahre alt sein wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann. Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die aller schwierigsten Stücke aufzuführen und zwar mit Händen, die kaum die Saiten greifen können; nein, es ist ungläublich, wenn man sieht, wie es ganze Stunden hindurch phantastirt und so sich der Begeisterung seines Genius und einer Fülle entzündender Ideen hingibt, welche es mit Geschmack und ohne Wirwar aufeinander folgen läßt. Der geübteste Kapellmeister kann unmöglich eine so tiefe Kenntnis der Harmonie und der Modulationen haben, welche es auf den wenigst bekannten aber immer richtigen Wegen durchzuführen weiß. Es schreibt und komponirt mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Klavier zu nähern und seine Akkorde darauf zu suchen. Ich habe ihm ein Menuet aufgesetzt und es erucht, den Bass darunter zu legen; das Kind hat die Feder ergriffen und ohne sich dem Klaviere zu nähern, hat es dem Menuet den Bass untergesetzt. Sie können wohl denken, daß es ihm nicht die geringste Mühe kostet, jede Arie, die man ihm vorlegt, zu transponiren und zu spielen, aus welchem Tone man es verlangt.“ Noch erstaunlicher waren die Bravourstücke des kleinen Zauberers in London. Unter anderem nahm er einmal auf's Geratewohl eine der Instrumentalstimmen zu einer Händel'schen Arie, die zerstreut auf dem Klavier lagen. Es war eine Bassstimme, und Wolfgang ergänzte sie mit der schönsten Melodie, ohne eine Note zu ändern. Man kann sich das Erstaunen der Künstler darstellen, als sie ein so schwieriges Problem auf so glänzende Art gelöst sahen; denn die wirkliche Melodie dieses Basses, das Werk tiefer Ueberlegung des Kompositors, war der Improvisation Mozarts kaum ebenbürtig. Der berühmte Bach, der zugegen war, konnte nicht mehr an sich halten; er eilte auf den kleinen Nebenbuhler Händels zu, um ihn zu umarmen, hierauf setzte er ihn auf die Knie und sang an, die ersten Takte einer Sonate zu spielen, die auf dem Pulte lag. Mozart spielte die folgenden Takte, und so wechselten sie bis ans Ende derselben mit einem Einverständnis und einer Genauigkeit ab, daß die entfernter sitzenden Personen glaubten, Bach allein habe gespielt. Einige Tage hernach spielte Mozart die Orgel des Königs, und in Paris wie in London stimmte das Urteil der Kunstverständigen überein, daß seine Meisterhaftigkeit auf der Orgel noch mehr als auf dem Klavier zu bewundern sei. Das Wunder eines solchen Talents, das siegreich alle Proben bestand, die mit ihm angesetzt wurden, brachte endlich das gelehrte Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, Barrington, auf den Verdacht, der königlichen Gesellschaft in London, Barrington, auf den Verdacht, Wolfgang sei viel älter als sein Vater vorgab, er sei vielleicht ein musikalisch-genialer Zwerg. Beinahe alle Musiker Londons teilten die Zweifel des Gelehrten, bis ein Auszug aus den Kirchenbüchern dieselben niederlegte. Zu Ende des Jahres 1769, wo also Mozart nahezu vierzehn Jahre alt war, ging es durch Tyrol ins Land der milderen Lüfte und süßen Melodien, nach Italien. Ueberall wieder grenzenlose Bewunderung des wunderbaren Knaben. Er wurde zum Mitglied der berühmten philharmonischen Akademie von Bologna ernannt, welche ernennung ihm in Italien den Namen Cavaliere armonico einbrachte. Signor cavaliere, „Mitter Mozart“ mit vierzehn Jahren! In Mailand wurde seine erste Oper „Mitridates“ aufgeführt. Beinahe alle Nummern wurden stürmisch beklatscht, mehrere wurden zweimal verlangt. „Evviva il maestro!“ „Evviva il maestro!“ („Es lebe der Meister!“ „Es lebe das Meisterlein!“) erscholl es von allen Seiten, und zwanzigmal hintereinander mußte das Werk gegeben werden, und es wurde auch sogleich fünfmal für andere Bühnen bestellt, wovon übrigens, beiläufig bemerkt, nach damaligem Brauch nur der Kopist den Vorteil genoß. Ueberall sog das jugendliche Genie die sich darbietenden Bildungsmomente begierig ein, während es seine mit überraschender Schnelligkeit wachsende Kraft in einer Reihe von Kompositionen aller Gattungen, für Kirche und Theater, Klavier und Orchester, zur Erscheinung brachte. Mit dem Jahre 1781, dem fünfundzwanzigsten seines Lebens, beginnt dann das große Jahrzehnt — denn 1791 starb er schon — während dessen Mozart in rascher Folge jene Werke schuf, die früher als Nektar und Ambrosia dem Größten und Herrlichsten, was je der menschliche Geist in irgend einem Zweige der Kunst hervorgebracht, den Rang streitig machen. Der „Idomeneus“ eröffnet die Reihe dieser Schöpfungen, und die Zauberflöte mit dem Requiem schließt sie. Da-

zwischen aber stehen von Opern: „Die Entführung aus dem Serail“, „Figaro's Hochzeit“, „Don Juan“, „Così fan tutte“ und „Titus“, sieben Symphonien, verschiedene Quartette und eine Menge kleinerer Kompositionen, welche dem Hörer den Himmel öffnen und vergessen lassen, daß es ein Leid auf Erden gibt. St.

Das junge Genie. (Illustration s. Seite 5.) Ob er wirklich ein solches zu werden verspricht, darüber sizt soeben die Kritik zu Gericht. Schon in frühester Kindheit lag dem Jungen das Zeichnen in den Fingern. Tische und Bänke dekorirte er mit Kreidfiguren zum Verzweifeln der Mama, und wenn ihm das Glück ein Blatt Papier in die Hände spielte, so vergaß er Essen und Spielen und zeichnete darauflös: Hunde, Katzen, Vögel, Menschen, alles mögliche, gräuliche Geschöpfe freilich, in denen sich aber doch Keime eines bedeutenden Talents offenbarten. Seit den letzten Weihnachten, wo ihm das Christkind eine Farbensachtel beschenkt hat, ist er vollends wie bekehrt. Kaum hat er den Schulranzen abgeworfen, so geht's an's Malen, und während andere Buben in Feld und Wald sich tummeln und die Kraft ihrer Fäuste erproben, hockt er daheim, zeichnet und malt. Der praktische Papa sieht mit Widerwillen auf dieses Treiben. Sein Kind soll kein Künstler werden, denn er weiß zu gut, daß des Künstlers Erdenwallen durch Dornenpfade führt. Ein tüchtiger Kaufmann soll er werden und den Glanz der Firma erhöhen, oder meinetwegen ein Jurist u. dergl., wobei man ohne große Mühe viel Geld verdient — alles, nur kein Künstler. Die alte Großmutter aber, eine sinnige, gemüthvolle Matrone, denkt anders. Sie hat selbst in der Jugend gut gezeichnet und ist in mancher trüben Stunde ihres reichbewegten Lebens durch den Balsam der Kunst erquickt und erheitert worden. Sie nimmt daher eines schönen Tages den Entel bei der Hand und geht mit ihm zum Maler, der seine Leistungen prüfen soll. Diese Szene vergegenwärtigt unser Bild, und die Wahrheit des Ausdrucks ist dem Künstler in den drei Figuren, welche die drei Lebensalter repräsentiren, meisterlich gelungen. Mit welcher Aufregung blickt der angehende Raphael auf den Maler, dessen Wort darüber entscheiden wird, ob er seiner Neigung folgen darf. Lebhaftige Spannung prägt sich auch in Miene und Haltung der Großmutter aus. Der Maler, eine ächte Künstlerfigur, prüft mit emporgezogenen Brauen die vorgelegten Blätter, und wenn wir nicht irren, so wird sein Votum ein günstiges sein. Hoffen wir, daß es der Großmutter gelingt, die Abneigung des Vaters gegen die Kunst zu besiegen und den Neuen eine tüchtige Kraft zuzuführen. St.

Schloß Wolfsberg. (Illustration s. Seite 8.) Im schönen Paradies des Alpenlands Kärnten, in dem fruchtbaren und volkreichen Lavanttal, liegt das hübsche ca. 3000 Einwohner zählende Städtchen Wolfsberg, überragt von dem prächtigen Schloß gleichen Namens, von welchem man einen entzückenden Ausblick genießt, besonders zur Frühlingszeit, wo der Blütenschnee der zahlreichen Obstbäume zwischen dem üppigen Grün der Mauern seine Düfte über die freundlichen Bohnstäten haucht, die an den herabströmenden Alpenbächen, auf den Berglehnen und in dem weiten reizvollen Tal malerisch zerstreut liegen. Das mit feinstem Geschmack und orientalischer Pracht eingerichtete Schloß gehört dem Grafen Hugo Henkel v. Donnermarkt. Von ausnehmender Schönheit und Kunst sind die Zimmer der Gräfin im ersten Stockwerk, zu denen man durch den in den seltensten Pflanzen prangenden Wintergarten gelangt. Mit staunendem Entzücken verweilt der Besucher im großen Speiseaal, dessen Wände in gelbem Stuckmarmor und dessen Plafond in sternartig geformten Stuckgesimsen ausgeführt sind, wie nicht minder in den übrigen Sälen und Salons, deren Wände teils mit Marmor bekleidet, teils mit schwerem Seidenstoff von blauer, roter oder gelber Farbe bespannt sind und die mit kostbaren Kron- und Armleuchtern, großen Spiegeln und geschliffenen Fensterscheiben, kunstvollen Uhren, Bienen, Figuren und anderen prachtvollen Möbeln ausgestattet sind. Nicht minder prächtig und geschmackvoll ist die Einrichtung des westlichen Flügels, sowie das zweite Stockwerk, dessen südliche Räume zur Wohnung des Grafen bestimmt sind. Der Jagdsalon im zweiten Stock des im Nordost sich erhebenden runden Turms dürfte kaum irgendwo seinesgleichen haben. Zwischen den Verzierungen zeigen sich eine Menge Tierköpfe von Wildschweinen, Gemsen, Hirschen, Rehen, Fischen u. s. f. und der in der Mitte herabhängende riesige Kronleuchter besteht aus lauter Hirschgeweihen. Auch die Schloßkapelle ist mit herrlichen Glasmalereien und plastischen Kunstwerken ausgeschmückt. Nach dem 1857 erfolgten Tod der Gräfin ließ der Graf ein Mausoleum an der waldigen Höhe dem Schloß gegenüber erbauen, dessen Gesamthautosten sich auf 600 000 Mark belaufen. Der aus weißem larrarischen Marmor bestehende Sarkophag mit der Statue der Gräfin, die von Meister Rih in Berlin als ruhender Genius dargestellt ist, verursachte allein einen Kostenaufwand von 80 000 Mark. Von Feenhand herorgezaubert scheint der reizvolle Schloßgarten mit seinen in buntester Mannigfaltigkeit prangenden Wundern der Vegetation, seinen herrlichen Alleen, Gruppen, Painen und Landhäusern. Von Wolfsberg aus geht ein bequemer Anstieg nach der starkbesuchten Aussichtswarte auf der Koralle, welche der Fußgänger in 5 bis 6 Stunden erreicht und wo sich dem Blick eine Aussicht erschließt, deren Wunderbild sich seiner Erinnerung auf Lebenszeit einprägt. St.

Frucht und Saat.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Taten zu streuen,
Die von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühen?

* Schiller.

Die Sicherheit.

Nur das feurige Ross, das mutige, stürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigen Paß schreitet der Esel daher. Goethe.

O Wahrheit, deinen edlen Wein
Mußt du mit Wasser mischen;
Denn willst du ihn rein austischen,
So nimmt er den Kopf den Gästen ein.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

* Rückert.

Trinkspruch.

O laffet uns in dieser düstern, bangen Zeit,
Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren langgehegten Eisesfesseln sprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt;
O laffet uns, ihr Freunde, — rings verhallt das Lied
Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr, —
Dennoch die Gottesgabe des Gesanges treu
Im reinen Auserwählten, wahren; daß vielleicht
Wir, hochergraute Varden, einst die Sonne noch
Mit Hochgejang begrüßen, welche, das Gewölk
Zerteilend, die verjüngte Welt bescheinen wird.
Propheetisch, Freunde, bringe ich ein volles Glas
Der fernern Zukunft einer andern Liederzeit!

Chamisso.

Sprechsal für jedermann.

Calameta, (Griechenland) 17. August 1882.

An die Redaktion der „Neuen Welt“, Stuttgart.

Ihrem geschätzten Blatte verdanke ich manche Anregung und Belehrung, gestatten Sie daher auch mir, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Unternehmung zu lenken, welche verdient, in möglichst weiten Kreisen bekannt zu werden. In zwei früheren Nummern der „Neuen Welt“ wurde schon über die Art, Sprachen zu erlernen gesprochen, einerseits nach Schliemann und Birchow, andererseits von einem Freunde der „Neuen Welt“. Ich war und bin auch in der Lage, fremde Sprachen mir möglichst schnell geläufig machen zu müssen. Ich habe mich der in beiden Artikeln empfohlenen Methode mit Erfolg bedient, fand jedoch, daß wirklich geeigneter Stoff zum Studium etwas schwer zu finden ist. Diesem Mangel helfen die Zeitungen L'interprete, italienische Zeitung für Deutsche, The interpreter, englische Zeitung für Deutsche, L'interprete, französische Zeitung für Deutsche, zu Coblenz in Rheinbaiern erscheinend, in glänzender Weise ab, und möchte ich dem Leserkreis der „Neuen Welt“ diese drei Zeitungen warm empfehlen. Was darin geschrieben wird ist stets im elegantesten und besten Stil gehalten, die Erklärungen sind klar und ausgiebig und ein teures Wörterbuch überflüssig. Wie Sie sich aus den heute an Sie abgehenden Nummern überzeugen können, ist die Stoffwahl gut — doch, urteilen Sie selbst. Es würde mich freuen, manchem, den es hinaustreibt oder der hinaus getrieben wird, mit diesem Hinweis auf ein billiges und wirklich praktisches Hilfsmittel einen Dienst erwiesen zu haben. Mit vorzüglicher Hochachtung

E. G.

Bemerkung der Redaktion. Wir danken Herrn E. G. für die freundliche Aufmerksamkeit, welche er der „Neuen Welt“ erweist und erklären uns gern bereit, nach gewissenhafter Prüfung der von ihm empfohlenen Zeitungen an dieser Stelle über das jedenfalls interessante Unternehmen unser Urteil abzugeben.

London, den 25. August 1882.

Mit Rücksicht auf die erst kürzlich allein durch die „Neue Welt“ ermöglichte Auffindung eines oder mehrerer Verschollener, „N. W.“ 1882, Nr. 46) erlaube ich mir die Bitte, Sie möchten Ihre Leser auffordern, über den Aufenthaltsort oder die Schicksale des im Jahre 1849 oder 50, (vielleicht auch 51) aus Berlin ausgewanderten und dann einige Zeit in New-York und Philadelphia wohnhaften August Heimann oder dessen jetzt ungefähr 38 Jahr alten Sohn Wilhelm Heimann an die Redaktion der „Neuen Welt“ Nachricht zu senden.

Therese Friebe
im Auftrage ihrer Mutter

Johanna Friebe, geborene Heimann.

An die Leser!

Mit diesem Heft tritt die „**Neue Welt**“ in ihren 8. Jahrgang. Die Veränderung in der Ausgabe — Wegfall der Wochennummern — ist auf vielseitig geäußerten Wunsch unserer geehrten Abonnenten geschehen; sie gewährt den Vorteil, daß die Leser alle 14 Tage, statt wie bisher aller drei Wochen, in den Besitz eines Heftes gelangen.

Der Inhalt und die Ausstattung des neuen Jahrganges der „**Neuen Welt**“ dürften den Beweis liefern, daß Redaktion und Verlag sich der Aufgabe voll bewußt sind, dem Volke ein Familienblatt im wahren Sinne des Wortes zu schaffen. Wenn der Unterhaltungsteil des Blattes mehr wie früher gepflegt ist, so soll doch nach wie vor der Belehrung durch populär-wissenschaftliche Abhandlungen, Kultur- und Sittenschilderungen in ausgedehnter Weise Rechnung getragen werden. Ferner werden auch bezüglich der Illustrationen größere Anstrengungen gemacht werden, um auch nach dieser Seite hin dem Publikum das Beste zu bieten.

Wenn wir uns nun an unsere geehrten Leser mit der Bitte wenden, uns in unserm Streben, nur Gutes und Schönes zu bringen, nach Kräften zu unterstützen, so glauben wir, daß diese Anregung genügt, um der „**Neuen Welt**“ die doppelte Abonnentenzahl zuzuführen.

Wir geben deshalb vertrauensvoll das erste Heft des 8. Jahrganges der „**Neuen Welt**“ in die Hände des Publikums, überzeugt, daß ein ernstes Streben, das Volk zum Schönen, Edlen und Großen hinzuleiten, sich Anerkennung auch in weiteren Kreisen erringen wird.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal Mark 1.50, Preis pro Heft 25 Pf. Alle Buchhandlungen, Kolporteurs und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Der Verlag der „Neuen Welt“ in Stuttgart.

Inhalt: Am Nordpol. Nach dem Englischen von P. Oliverio. — Das junge Genie. (Mit Illustration.) — Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Judenbegen und die jüdischen Ackerbaukolonien. Von E. Lübeck. — Schloß Wolfsberg. (Mit Illustration.) — Studentkopf von Paul Thumann. (Illustration.) — Schöngeistiges Treiben im kaiserlichen Rom. Von Manired Wittich. — Die Erstzeugung des Kapitols. (Mit Illustration.) — Unsere höhere Jugendbildung. Nach dem Vortrag Dubois-Reymonds über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ und wider ihn. Von Bruno Geiser. — Die Bildsäule Rouget de Lisle, des Dichters der Marseillaise. Von August Bartholdi. (Mit Illustration.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. — Mozart als Kind. (Mit Illustration.) — Das Herz. Von Damian Gronen. — Der Geiger von Oppenau. Von Ludwig Pfau. — Der Reformdirektor oder des Sängers Fluch. Aus der Kulissenwelt, von Müller-Gaiger. — Die Kunstgewerbe auf der nürnbergischen Weltausstellung. Von Friedrich Rauert. — Frucht und Saat. — Sprechsal für jedermann. — Mannigfaltiges. — Gemeinnütziges. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.
Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.